



Universiteit
Leiden
The Netherlands

Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

Spits, J.P.

Citation

Spits, J. P. (2008, August 5). *Fakt und Fiktion : die Autobiographie im Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption*. Retrieved from <https://hdl.handle.net/1887/12931>

Version: Not Applicable (or Unknown)

License: [Licence agreement concerning inclusion of doctoral thesis in the Institutional Repository of the University of Leiden](#)

Downloaded from: <https://hdl.handle.net/1887/12931>

Note: To cite this publication please use the final published version (if applicable).

4 Neue Unbekümmertheit: Florian Illies, Jana Hensel, Claudia Rusch

4.1 Einleitung

Die im zweiten und dritten Kapitel dieser Arbeit untersuchten Autobiographien von Thomas Bernhard und Christa Wolf haben gezeigt, dass sowohl in den Texten selbst wie auch in den Rezeptionsdokumenten neben der Identitätsproblematik die Diskussion um den »richtigen« Umgang mit der Vergangenheit eine wichtige Rolle spielte. Auch in den Autobiographien der hier vorgestellten jüngeren Autoren wird kritisch auf eine bestimmte Zeit zurückgeblickt: bei Florian Illies (*1971) auf die Bundesrepublik der achtziger und neunziger Jahre, bei Jana Hensel (*1976) und Claudia Rusch (*1971) auf eine Jugend in der späten DDR.

Die Rezeptionsanalyse (4.2 und 4.3) in diesem Kapitel sollte vor allem folgende Fragen beantworten: In wie weit sind die Erwartungen in Bezug auf den Text als Autobiographie mit der Erwartung, im Text ein über die persönlichen Erfahrungen des Autors hinausgehendes Bild einer Gesellschaft zu gewinnen, verbunden? Wie stark scheint für den Leser nicht so sehr die persönliche Identität des Autobiographen, sondern der gesellschaftlich-politische Hintergrund der beschriebenen Erfahrungen im Mittelpunkt bzw. zur Diskussion zu stehen? In wie weit hat z.B. die Hoffnung, aus den Beschreibungen von Hensel und Rusch einen Blick auf eine Jugend in der späten DDR zu gewinnen, die historisch repräsentativ wäre, die Rezeption geprägt und andere Fragen verdrängt? Und wurden die Texte den Erwartungen der Leser gerecht? Danach (4.4) soll der Umgang mit Identität und Sozialisation in den ausgewählten Texten untersucht werden. Es wird zu zeigen sein, welche Rolle die Auseinandersetzung mit für die eigene Sozialisation prägenden Mustern bei der Konstitution einer eigenen Identität spielte. Auch soll versucht werden, anhand der weitgehend textimmanenten Lektüre die positiven und negativen Leseurteile zu verstehen und auf Inhalte zu weisen, die von der Rezeption übersehen wurden. Sowohl Hensel als Illies und Rusch gehen in ihren autobiographischen Texten vertrauten Fragen nach: Wer bin ich? Zu welcher Gruppe gehöre ich? Wie bin ich geworden, was und wer ich bin? Die Darstellung konzentriert sich in allen drei Texten auf Selbst-Präsentation. *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche Jugend* verstehen sich – mehr noch als Wolfs *Kindheitsmuster* – als

Grenzüberschreitungen.⁶⁵² Sie sind nicht länger – und vor allem nicht im traditionellen Sinne – ausschließlich als Autobiographie zu betrachten. Die Autobiographik scheint hier als grenzüberschreitende Form benutzt, als Folie, um verschiedene literarische Formen zu kombinieren, wobei die Auseinandersetzung mit der eigenen Person, und vor allem mit der eigenen Identität, im Mittelpunkt steht. Die Abweichungen von traditionellen Gattungsvorstellungen sollen in diesem Kapitel bei jedem Text reflektiert werden, um das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption auch für diese Texte sichtbar zu machen. Dabei fällt auf, dass die jüngeren Autoren sich weitaus weniger als ihre Vorgänger Bernhard und Wolf mit den Problemen der Sprache und des autobiographischen Schreibens selbst beschäftigen. Man kann denn auch von einer neuen Unbekümmertheit der jüngeren Autoren im Umgang mit der Gattung sprechen.

4.2 Die »Neue Unbekümmertheit« im Spiegel der Rezeption

4.2.1 „Erinnerungskünstler“ oder grober Vereinfacher: Florian Illies

Bei Florian Illies' *Generation Golf* beziehen sich viele Rezeptionsdokumente auf die im Text präsentierte Wahrheit sowie auf die Authentizität der von Illies beschriebenen Erinnerungen. Auch über die Identität der Generation Golf wurde im Anschluss an die in den neunziger Jahren geführte »Generationendebatte« kontrovers diskutiert.⁶⁵³ Daneben fiel auch die Bewertung der Gesellschaftskritik in *Generation Golf* unterschiedlich aus. Im Folgenden soll auf oben genannte Aspekte der Rezeption von Illies' *Generation Golf* eingegangen werden. Wurde *Generation Golf* als Autobiographie gelesen? War die Unterscheidung Autor-Erzähler-Figur für den Leser

⁶⁵² Illies, Florian: *Generation Golf. Eine Inspektion*. Frankfurt a.M. (Fischer) ⁹2003; Hensel, Jana: *Zonenkinder*. Reinbek (Rowohlt) ¹²2003; Rusch, Claudia: *Meine freie deutsche Jugend*. Mit einem Text von Wolfgang Hilbig. Frankfurt/Main (Fischer) 2003.

⁶⁵³ In den neunziger Jahren war eine auffällige Konjunktur des Begriffs Generation festzustellen. Ursachen dafür könnten vor allem in der Frage nach der »Folgegeneration« der einflussreichen 68-er wie die Frage nach den Auswirkungen des historischen Ereignisses des Mauerfalls 1989 liegen. Vgl. u.a. Mohr, Reinhard: *Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam*. Frankfurt/Main (Fischer) 1992; Leggewie, Claus: *Die 89er. Porträt einer neuen Generation*. Hamburg (Hoffmann & Campe) 1995; Bude, Heinz: *Generation Berlin*. In Vorbereitung auf eine neue Republik. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 18.6.1998. Andreas Lange spricht von einem „neuen Aufmerksamkeitschub für ein traditionsreiches Konzept“. In den Sozialwissenschaften sei der Generationenbegriff nahezu zu einem „Modebegriff“ geworden. Vgl. Lange, Andreas: *Generationenrhetorik und mehr. Versuche über ein Schlüsselkonzept*. In: *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, H. 22, 1999, S. 71-89.

relevant? Welche Entscheidungskriterien spielten bei der Bewertung des Textes eine Rolle?

Zunächst soll aber die Frage beantwortet werden, inwieweit *Generation Golf* als eine Autobiographie gelesen wurde. Begriffe wie Identität und Erinnerung, die in der Gattungstheorie im Mittelpunkt stehen, spielen in der Rezeption von Illies' Buch eine große Rolle. Aber nur wenig Rezensenten bezeichnen *Generation Golf* direkt als eine Autobiographie. Es ist vielmehr die Rede von „Illies' autobiographisch grundierte Inspektion“, von einem „Kollektivportrait“, das er „aus der Innenperspektive“⁶⁵⁴ gezeichnet habe, von „seine(n) Jugenderinnerungen“⁶⁵⁵, von einem „Rückblick auf die Jugend“ auch, von einer „Selbstbeschreibung“.⁶⁵⁶ Dabei fällt auf, dass Illies' Erinnerungen sofort in einen breiteren Rahmen eingeordnet werden. Dieser breitere Rahmen besteht aus der Reflexion auf die Generationsdebatte in den Medien, der kollektiven Erinnerung der zwischen 1965 und 1975 Geborenen und der dieser Generation unterstellten Erinnerungssucht.

So nahm Mia Eidlhuber *Generation Golf* zum Ausgangspunkt für eine nähere Betrachtung eines „Phänomen(s)“: das der „kollektiven Kindheitserinnerungen.“⁶⁵⁷ Der nostalgische Rückblick führe zu einem „kollektive(n) Wohlgefühl“. *Generation Golf* sei als ein Exponent dieses Phänomens zu betrachten.

Auch Susanne Leinemann beleuchtete in ihrer Rezension die Hochkonjunktur verschiedener Generationsmodelle. Nach ihrer Ansicht handle es sich bei *Generation Golf* vor allem um „Nostalgie“.⁶⁵⁸ Der Rückblick auf die eigene Jugend sei bei der jungen Generation mit einer verfälschenden Darstellung verbunden. Stärker als Eidlhuber kritisiert Leinemann die Wirklichkeitsferne bei dieser Rückschau. Die eigene Jugend werde in *Generation Golf* grob vereinfacht als „ein glitzerndes, übervolles Konsum-Country“ beschrieben, so Leinemann (*1968).

Es gab jedoch auch Leser, die Illies' Erinnerungen für ausgesprochen glaubwürdig und authentisch hielten. So bezeichnete Anja Höfer in ihrer Rezension auf *literaturkritik.de* Illies' *Generation Golf* als eine „höchst unterhaltsame Alltagsphänomenologie“. Illies sei ein „wahrer Erinnerungskünstler“, der alles, was

⁶⁵⁴ Höfer, Anja: Kohls Kinder. Florian Illies inspiziert die „Generation Golf“. In: *literaturkritik.de*, Nr. 5, Mai 2000.

⁶⁵⁵ Bartels, Hans-Peter: Wühlen im Kinderparadies. Hans-Peter Bartels über die von Florian Illies erfundene „Generation Golf“. In: *Der Spiegel*, 21.2.2000.

⁶⁵⁶ Knipphals, Dirk: Das fröhliche Ausgrenzungsspiel. In: *Die Tageszeitung*, 26.2.2000.

⁶⁵⁷ Eidlhuber, Mia: Alles Bonanza. In: *Die Zeit*, 7/2000.

⁶⁵⁸ Leinemann, Susanne: Den Waren zum Trotz. In: *Die Welt*, 6.3.2000.

seine Generation ausmache, „mit bewundernswerter Akribie“ zusammengetragen habe. Der „Wiedererkennungswert“ grenze bisweilen an „Obszönität“, so Höfer. Nicht vergessen werden darf, dass *Generation Golf* ein Bestseller war; die Verkaufszahlen dieses Buches sind mit keinem der übrigen in dieser Arbeit untersuchten Werke zu vergleichen. Über Monate hinweg belegte *Generation Golf* den ersten Platz auf den Listen der meist verkauften Bücher. Das Buch wurde über 700.000 Mal verkauft.

Auffällig ist, dass in der Rezeption sowohl professioneller wie nicht-professioneller Leser auf die persönlichen Erfahrungen, die Illies erzählt, kaum eingegangen wird. *Generation Golf* wird vor allem als Autobiographie einer Generation gelesen. Illies wird nicht so sehr als Darsteller seines eigenen Lebens, sondern als Darsteller (s)einer Generation betrachtet. Und dies, obwohl er aus einer subjektiven Perspektive persönliche Erlebnisse beschreibt – es sind ja *seine* Lehrer, die er beschreibt, es ist *seine* Schule, *seine* Studentenzeit, sowie es ja schließlich auch *sein* Generationserlebnis ist. Eine Ausnahme bildet die Rezension von Hendrik Müller-Reineke, der nach der Wahrheit von Illies' persönlichen Erinnerungen fragte:

Wie kommt es, dass Florian Illies, der ohne Zweifel auch in den Genuss des Führerscheins auf die Probe gekommen ist, als Führerscheinneuling trotz zweier Unfälle mit Totalschaden schon kurze Zeit später im eigenen >VW Polo< die Straßen wieder unsichtbar machen konnte? Auch sonst nimmt der Autor es mit der historischen Wahrheit nicht ganz genau und verlegt das eine oder andere Produkt oder Ereignis der Neunziger in das vorangegangene Jahrzehnt.⁶⁵⁹

Doch diese kritische Lektüre, gerichtet auf die Wahrheit der präsentierten Erinnerung, gehört zu den Ausnahmen. Kaum ein Rezensent setzt sich mit der persönlichen Identität des Autobiographen, seinem Werdegang von Schüler über Studenten zum jungen Akademiker auseinander, sondern die Kritiker reagieren kritisch auf das Bild der achtziger und neunziger Jahre, das Illies präsentiert, auf die Identität und Sozialisation der *Generation Golf*, mit anderen Worten: auf das Generationsmodell, das Illies entwarf. Nicht so sehr die persönliche Identität des Autobiographen, sondern die Identität des Kollektivs, dem er sich zurechnet, steht im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen um Wahrheit, Erinnerung und Authentizität.

⁶⁵⁹ Müller-Reineke, Hendrik: Haste was an, biste was. In: *wortlaut.de. Göttinger Zeitschrift für neue Literatur*, 7.3.2000.

4.2.2 „Die Generation, das bin ich“: Jana Hensel

In der Rezeption von Florian Illies' *Generation Golf* wurde vor allem über die Identität und Sozialisation der Generation Golf diskutiert, nicht über die persönliche Identität des Autors. Wie war das bei Jana Hensel? Inwieweit wurde das Kollektivbild der *Zonenkinder* von der Kritik als glaubwürdig aufgenommen? Inwieweit wurde auch in der Rezeption von *Zonenkinder* die Abweichung von dem traditionellen Ich der Autobiographie als problematisch aufgefasst? Und war sie für das Urteil über den Text ausschlaggebend?

Ein erster Überblick über die Rezeption von Jana Hensels *Zonenkinder* macht deutlich, dass dieses Buch, ähnlich wie *Generation Golf*, von vielen als Kollektivporträt gelesen wurde.⁶⁶⁰ Die Erwartungen wurden bereits durch das im Plural stehende Substantiv im Titel in diese Richtung gelenkt. Das Buch heißt eben nicht: *Meine Jugend als Zonenkind* oder *Ich, Zonenkind*, sondern (*Wir*) „*Zonenkinder*“. Als Verfasserin eines Kollektivporträts wurde Hensel ihren möglichen Lesern auch in zahlreichen Darstellungen und Gesprächen vorgestellt.⁶⁶¹

Über das kollektive Wir wurde von der Kritik hauptsächlich negativ geurteilt. Interessant ist dabei die unterschiedliche Präsentation von *Zonenkinder* in den Besprechungen. Die positiven Wertungen gehen von der persönlichen Biographie Hensels aus, kommen von der Biographie der Schriftstellerin auf die Generation der *Zonenkinder* zu sprechen und betrachten den Lebensweg der Schriftstellerin als repräsentativ für die Entwicklung junger Ostdeutscher. Ein Beispiel für diese Lektüre lieferte Eva Pfister, die, ausgehend von Hensels Erfahrungen vor und nach der Wende, diese auf die Gruppe der *Zonenkinder* »projizierte«. Die negativen Wertungen hingegen fangen meist mit der Generationenfrage, der Frage nach dem

⁶⁶⁰ Vgl. „Kaum ein Rezensent hat versäumt, es auf Joachim (sic) Illies' «Generation Golf» aus dem Jahre 2000 zu beziehen.“ Baßler, Moritz: Die »Zonenkinder« und das »Wir«. Ein Nachwort. In: Kraushaar (Hrsg.), S. 111.

⁶⁶¹ Vgl. u.a. Mischke, Roland: Die ersten Wessis aus dem Osten. Die 26-jährige Jana Hensel über ihr Buch „Zonenkinder“. In: *Saarbrücker Zeitung*, 2.11.2002; Gutsch, Martin: Man begibt sich in so eine Art Erinnerungsrausch. Jana Hensel hat ein Porträt der Generation von den Mitzwanzigern geschrieben, die im Osten die Kindheit erlebten und im Westen die Jugend. In: *Berliner Zeitung*, 9.11.2002; Leinemann, Susanne; Schmelcher, Antje: Generation Trabant. Angekommen im neuen Deutschland? *Zonenkinder* im Gespräch (=Gespräch mit Julian Schoch, Jakob Hein, Andres Kubiczek und Jana Hensel). In: *Die Welt*, 9.11.2002, Mischke, Roland: Von Leipzig aus aufgebrochen. Jana Hensel und ihr viel gekauftes, viel diskutiertes Buch *Zonenkinder*. In: *Leipziger Volksstimme*, 28.11.2002; Ide, Robert: Die Wahrheit auf dem Platz. Jana Hensel aus Leipzig wollte die nächste Steffi Graf werden. Heute schreibt sie Bestseller – und ihre Heimat wird vielleicht Olympia-Stadt. Spaziergang mit einem Zonenkind. In: *Der Tagesspiegel*, 27.4.2003.

»Wir«, an, kritisieren das Buch als einen weiteren modischen Generationsentwurf und vertreten die Ansicht, dass die von Hensel beschriebenen Erfahrungen keineswegs als repräsentativ für Jugendliche, die die DDR gerade noch bewusst miterlebt haben, zu betrachten sind.

Dabei spielte auch das Verständnis, das den von Hensel beschriebenen Problemen der „Zonenkinder“ entgegengebracht wurde, eine Rolle. Während bei Pfister der mühsame Wandel der „Zonenkinder“ im Vordergrund stand und betont wurde, wie schwierig die Integration für die in der DDR Aufgewachsenen verlaufe und wie weit diese Generation schon gekommen sei, wenden kritische Bewertungen sich der Frage zu, in wie weit die „Zonenkinder“ tatsächlich schon in der neuen Wirklichkeit angekommen sind, wenn man Hensels (n)ostalgische Rückschau als Ausgangspunkt nimmt.

Auffällig im Vergleich zu der Aufnahme von *Generation Golf* ist, dass die Kritik an *Zonenkinder* schärfer war, sie weniger differenziert ausfiel und sich direkter gegen die Schriftstellerin persönlich richtete. Ein gutes Beispiel dafür liefert die Rezension von Ingo Arendt aus *Freitag*, die fast alle Kritik, die sich an *Zonenkinder* richtete, zusammenfasst. Aus diesem Grund möchte ich hier etwas näher auf Arendts Besprechung eingehen. Nach den gleichfalls kritischen Besprechungen aus der *Zeit*, der *FAZ* und der *Süddeutschen Zeitung* werde ich dann etwas näher auf die positiven Reaktionen auf Hensels Generationsmodell in *Zonenkinder* eingehen, um auch bei diesen die Erwartungen und Vorstellungen der Kritiker sichtbar zu machen.

In seiner Rezension in *Freitag* meinte Arendt, mit *Zonenkinder* liefere Hensel „einen weiteren Beleg“ für das „neu erwachte Generationsinteresse“.⁶⁶² Diesem Interesse stand Arendt aber keineswegs wohlwollend gegenüber:

1976 geboren, Herausgeberin der unorthodoxen Literaturzeitschrift *Edit*. Warum wird so jemand plötzlich nostalgisch? Andere ihrer Generation könnte man doch auch zu den „Zonenkindern“ rechnen. Also zu jenen Jugendlichen, die ihr halbes Leben im und das halbe Leben nach dem Sozialismus verbracht haben.

Hensel hat in Arendts Augen ein sehnsüchtiges, die eigene Vergangenheit verklärendes Buch geschrieben. Auffällig ist, dass Arendt dabei auf den Inhalt des Buches, die Art und Weise, wie nun die eigene Generation rückblickend beschrieben

⁶⁶² Arendt, Ingo: Der Setzkasten der Erinnerung. Fetischcharakter. Jana Hensel hat Sehnsucht nach dem Warenparadies DDR. In: *Freitag* 46, 8.11.2002.

wird, noch gar nicht eingegangen ist. Das Schreiben eines Generationsbuchs wird gleich am Anfang kritisiert. Arendt unterstellt Hensel ein strategisches Kalkül: Generationsbücher kommen auf dem Büchermarkt gut an.⁶⁶³ Nach westlichem Vorbild mache Hensel sich zur Sprecherin einer ganzen Generation, meinte auch Nadja Geer in der *Zeit*. Die junge Schriftstellerin

springt auf einen Zug auf, der mit der „Generation Golf“ in der Westprovinz losgefahren ist – die einfallslose Tendenz von Jungautoren, das eigene Kinderleben zu stilisieren und zu konservieren.⁶⁶⁴

Wie Arendt macht Geer Hensel das Schreiben eines Generationsbuchs zum Vorwurf. Weiter meint sie, Hensel sei in ihren Erinnerungen ungenau und werde dem Anspruch, ein genaues und detailreiches Leben einer Jugend in der späten DDR zu zeichnen, nicht gerecht.⁶⁶⁵ Wie Arendt und Geer kritisierten auch andere Rezensenten die ihrer Meinung nach unzulässigen Pauschalisierungen durch das verallgemeinernde Wir.⁶⁶⁶

Eva Pfister hingegen bewertete das Generationsbild in der *Stuttgarter Zeitung* als überzeugend.⁶⁶⁷ Niemand habe bisher „so kompromisslos die gewaltige Anpassungsleistung beschrieben, die sich die Jugend in der ehemaligen DDR auflegte, um in der Bundesrepublik anzukommen.“ Weil sie die für diese Generation typischen Wandel selbst durchlebt habe, sei Hensel ein überzeugendes Bild der „Zonenkinder“-Generation gelungen. Hensel selbst habe sich nach 1989 den westlichen Trends angepasst,⁶⁶⁸ sie schreibe aus eigener Erfahrung. Auch die

⁶⁶³ Hensel schiele „zu sehr nach dem Kultbuch“, so Arendt, die Schriftstellerin hänge sich an die „Inflation der selbstkonstruierten “Generationen“ nach 1989.“

⁶⁶⁴ Geer, Nadja: DDR-Safari. Jana Hensel schwärmt vom braven Osten. In: *Die Zeit*, 12.12.2002.

⁶⁶⁵ Geer listet in ihrer Rezension eine Reihe „Fehler“ auf: „Weil sie sich aber nicht mehr gut erinnern kann, tauchen immer wieder Fehler auf: Im Westen wurden weiche Pullis ebenfalls Wichis genannt und nicht T-Shirt. Eine Jugendherberge und ein Landschulheim sind *zwei* verschiedene Institutionen. Vom *Krankenhaus am Rande* der Stadt schwärmen westdeutsche Zuschauer heute noch.“ Diese historischen Ungenauigkeiten vertragen sich für Geer nicht mit der Erwartung, in *Zonenkinder* ein getreues Bild der Wirklichkeit zu finden.

⁶⁶⁶ Vgl. „So schnell (...) hat noch kein Hippie seinem Gegenüber das Du aufgedrängt wie dieses Buch dem Leser das Wir.“ Richter, Peter: Die armen kleinen Gehirne. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5.11.2002. Vgl. Ostwald, Susanne: Die Generation, das bin ich. Jana Hensel erinnert sich an ihre zu kurze DDR-Kindheit. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 26.9.2002. Auch Kai Biermann war der Ansicht, dass Hensel nur ihr persönliches Leben beschrieben hat, die geschilderten Erfahrungen seien nicht für eine ganze Generation typisch. Vgl. Biermann, Kai: Herzlich willkommen bei der Generation Wartburg. Ein Kind der Zone, kokett, aber nicht hilflos: wie die Schriftstellerin Jana Hensel nach den Resten ihrer ostdeutschen Identität sucht. In: *Stuttgarter Zeitung*, 8.1.2003.

⁶⁶⁷ Pfister, Eva: Der Zukunft zugewandt. Jana Hensel berichtet von der Anpassung der „Zonenkinder“. In: *Stuttgarter Zeitung*, 7.10.2002.

⁶⁶⁸ Dies ist nach Hensel eine der prägenden Erfahrungen ihrer Generation. Vgl. 4.4.2.

Gespräche, die Hensel auf ihrer „Suche nach verlorenen Erinnerungen“ mit Altersgenossen zur Vorbereitung auf ihr Buch geführt habe, würden zur Authentizität der geschilderten Erfahrungen beitragen.⁶⁶⁹

Auch Jan Brandt hielt in der *Tageszeitung* Hensels Generationsmodell für ausgesprochen glaubwürdig.⁶⁷⁰ Wie Klaus Mann in seiner Autobiographie *Kind dieser Zeit* (1932), die Brandt zum Vergleich heranzieht, werde auch Hensel „die Rückbesinnung auf die Vergangenheit zu einem Mittel, sich historisch zu verorten und daraus selbstbewusst einen eigenen Standpunkt für die Zukunft abzuleiten.“ In *Zonenkinder* verknüpfe Hensel überzeugend „den eigenen Lebenslauf mit der allgemeinen Geschichte der vergangenen zwanzig Jahren“. Damit löst Hensel für Brandt die Erwartungen, die sich seit je an eine Autobiographie richten, ein: ein getreues Bild nicht nur des Autobiographen, sondern auch seiner Zeit zu vermitteln. Dass Hensel dabei auf ein Kollektiv zurückgreift, sei im Lichte des erfahrenen Umbruchs kaum verwunderlich.⁶⁷¹

Reinhard Mohr, der mit *Zaungäste* 1992 selber ein Generationsmodell vorlegte, betrachtete *Zonenkinder* als eine Art Ost-Nachfolge von *Generation Golf* und lobte: „Jana Hensel hat den Kindern der Zone, der ersten gesamtdeutschen Generation, schon jetzt in kleines Denkmal gesetzt.“⁶⁷² Der Unterschied zwischen den positiven Urteilen von Pfister, Brandt und Mohr und den ablehnenden Rezensionen von Arendt, Geer, Richter, Biermann und Holtz könnte nicht größer sein. Insgesamt handelt es sich bei der positiven, zustimmenden Kritik aber um eine Minderheit.

⁶⁶⁹ *Zonenkinder* sei „vom Furor eines erkannten Verlustes getragen“, von einer „Kränkung, die Jana Hensel mit diesem Buch wohl überwunden hat.“ Damit greift Pfister einen alten *topos* autobiographischer Lektüre auf: Die Autobiographie als Akt der Selbstheilung für den Autor, das Schreiben als Therapie. Vgl. 2.4.2.

⁶⁷⁰ Brandt, Jan: Mit der Krise steigt die Sehnsucht. Die ostdeutsche Bestsellerautorin Jana Hensel hat sich auf die Suche nach einer real existierenden Kindheit gemacht. Ihr Buch *Zonenkinder* erfindet keine Generation Trabbi, sondern markiert das Ende einer kulturellen Angleichung. In: *Die Tageszeitung*, 26.11.2002.

⁶⁷¹ Vgl. Hensel, S. 160ff. : „Das einzige Kontinuum unseres Lebens mussten wir uns selbst erschaffen. Das ist: unsere Generation. Nur die Erfahrungen der letzten zehn Jahre und alle Freunde, die sie teilen, bilden unsere Familie.“

⁶⁷² Mohr, Reinhard: Jenseits von Schkoptau. In ihrem Debüt „*Zonenkinder*“ schreibt Jana Hensel die Biographie ihrer „zwittrigen“ Generation – ein Höhepunkt in der Menge der Lebensbilder auf der Buchmesse. In: *Der Spiegel*, Nr. 41, 7.10.2002.

4.2.3 Ohne Ostalgie: Claudia Rusch

Meine freie deutsche Jugend erschien am 22. Juli 2003 im Fischer-Verlag. Das Buch der bis dahin unbekannten jungen Schriftstellerin Claudia Rusch entstand mit Förderung der Bundestagsstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. Das Buch hielt sich monatelang in der *Spiegel*-Bestsellerliste und wurde in der Kategorie Debüt für den *Deutschen Bücherpreis* nominiert. Nahezu alle wichtigen deutschsprachigen Zeitungen, mit Ausnahme von der *Zeit*, besprachen es in ausführlichen Rezensionen und/oder stellten die junge Schriftstellerin und ihr Debüt in Interviews vor. Ein erster Überblick über die Rezeption macht deutlich, dass die deutschen Feuilletons *Meine freie deutsche Jugend* positiver aufnahmen als die beiden anderen in diesem Kapitel besprochenen Autobiographien. Im Folgenden werde ich aus einigen Rezensionen zitieren, um diese Behauptung zu stützen. Weil *Meine freie deutsche Jugend* von vielen Kritikern als das bessere Gegenstück zu *Zonenkinder* aufgefasst wurde, werde ich dabei auch auf Vergleiche mit Hensels *Zonenkinder* eingehen. Unter 4.3.3 werde ich mich mit der Kritik an *Meine freie deutsche Jugend* auseinandersetzen.⁶⁷³

Ruschs Autobiographie hob sich in den Augen fast aller Kritiker erfreulich von Hensels *Zonenkinder* ab. So gefiel Susanne Ostwald *Meine freie deutsche Jugend* deutlich besser als Hensels Jugenderinnerungen, die sie in ihrer Rusch-Rezension noch einmal wegen dem „larmoyante(n) Ton“ und der Tendenz, banale Kindheitserfahrungen zu einem Generationsbild zu verallgemeinern, angriff.⁶⁷⁴ Ostwald pries die entwaffnende Offenheit, mit der Rusch über ihre Kindheit erzähle:

Die Offenheit der Autorin ist entwaffnend und wirkt doch nie anbiedernd; mit Selbstironie schildert sie absurde und auch peinliche Situationen einer Jugend im Osten, erzählt von Sehnsüchten, ohne dabei sentimental zu werden, von Unsicherheiten im Umgang mit westlicher Lebensart (...), ohne sich überheblich von eigenen Schwächen zu distanzieren (...).

⁶⁷³ Es war keineswegs so, dass Ruschs Autobiographie von allen Rezensenten einstimmig begrüßt wurde. Auch in den an sich positiven Besprechungen gab es Kritik. Sie betraf vor allem die Struktur des Textes und stilistische Fragen.

⁶⁷⁴ Ostwald, Susanne: Bananenlust und Hummerfrust. »Meine freie deutsche Jugend« von Claudia Rusch. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 31.7.2003. Für Ostwalds Besprechung von Jana Hensels *Zonenkinder*, vgl. 4.3.2 u. 4.3.4.

Die meisten Kritiker schätzten die Offenheit dieser Autobiographie und hielten die in *Meine freie deutsche Jugend* beschriebenen Erfahrungen für ausgesprochen glaubwürdig.⁶⁷⁵

Neben der Glaubwürdigkeit von Ruschs privaten Erinnerungen lobten viele Kritiker den relativierenden Humor, mit dem Rusch die „kaum glücklich zu nennenden Umstände“ (Klappentext), unter denen sie ihre Kindheit erlebte, beschrieb. Rusch habe sich „ihren Humor bewahrt“, so Susanne Leinemann,⁶⁷⁶ Rusch gebe die „Machenschaften des Regimes“ einem „befreienden Gelächter“ preis, urteilte Erika Deiss. Trotz den Erfahrungen mit Unterdrückung und Bespitzelung habe die junge Schriftstellerin „weder ihren Humor noch ihre Leichtigkeit“ verloren, betonte Susanne Ostwald. Dieser Leichtigkeit seien allerdings auch Grenzen gesetzt. Denn es bleibe einem „das Lachen im Halse stechen“, wenn Rusch über die Bespitzelung ihrer Mutter berichte und die eigene Großmutter in den Verdacht gerät, für die Stasi gearbeitet zu haben.

Damit ist ein dritter Aspekt von *Meine freie deutsche Jugend* angesprochen, der von den Kritikern nahezu ausnahmslos gelobt wurde: die Beschreibung des SED-Regimes, das DDR-Bild in Ruschs Autobiographie. Dieser Aspekt ist natürlich eng mit der Authentizität von Ruschs privaten Erinnerungen verbunden: Rusch ist im Umfeld der DDR-Bürgerrechtsbewegung aufgewachsen. Die Schriftstellerin kenne die „Unterdrückungs- und Bespitzelungsmaßnahmen in der DDR“ aus eigener Erfahrung, betonte Ostwald. Durch ihre eigene Biographie seien Erfahrungen in den Text eingegangen, die sichtbar machten, wie schwierig ein Leben in der DDR war für all diejenigen, die nicht bereit waren, sich an den Vorstellungen der Machthaber anzupassen.⁶⁷⁷ Vor allem im Kapitel über den Bespitzelungsverdacht der Großmutter werde das Unmenschliche des Überwachungsstaats sichtbar, „das perfide Kalkül des DDR-Regimes, durch persönliche Bespitzelung ein allgemeines Klima des Misstrauens und Duckmäusertums zu schaffen (...)“. *Meine freie deutsche Jugend* sei eine „Quelle ersten Ranges“, wenn man sich über das Alltagsleben im DDR-Regime

⁶⁷⁵ Neben Ostwald pries auch Erika Deiss das Debüt als „ungemein wahrhaftig“ und „anrührend“. Auch auf Gerrit Bartels wirkten Ruschs Erinnerungen „privat und offenherzig“. Deiss, Erika: Ddädderäh? Non merci! Claudia Ruschs „Freie deutsche Jugend“ war nicht frei. In: *Frankfurter Rundschau*, 30.7.2003. Bartels, Gerrit: Strenge Lebensschule. Nostalgiefrei: Claudia Ruschs DDR-Erinnerungsbuch „Meine freie deutsche Jugend“. In: *Die Tageszeitung*, 24.7.2003.

⁶⁷⁶ Leinemann, Susanne. Die DDR war mies. Und doch hat Claudia Rusch, Tochter von Bürgerrechtlern, sich ihren Humor bewahrt. In: *Die Welt*, 2.8.04.

⁶⁷⁷ Vgl. Deiss: „Schon weil der offizielle Jubel ihr von Hause aus verdächtig war, ist sie immun gegen Nostal- oder Ostalgie“.

informieren will, meinte auch Erika Deiss. Jens Bisky lobte die treffende Beschreibung der "tickigen, halb bedrohlichen Atmosphäre der späten DDR".⁶⁷⁸ Rusch vergesse die Brutalität und das Menschenverachtende des SED-Regimes nicht.⁶⁷⁹

Die positive Kritik ist zu einem nicht unbeträchtlichen Teil auch auf das zurückzuführen, was Rusch als Autobiographin *nicht* tat: Sie schrieb über ihre persönlichen Erfahrungen, ohne diese, wie ihre Vorgängerin Hensel dies getan hatte, als stellvertretend für eine ganze Generation zu präsentieren. Und sie beschrieb den DDR-Alltag ohne Larmoyanz, ohne sich einer das Leben in der Diktatur verklärenden Ostalgie anzuschließen.⁶⁸⁰ Das kritisch-distanzierte DDR-Bild bei Rusch wurde mit dem unpolitischen und dadurch als problematisch aufgefassten DDR-Bild bei Hensel kontrastiert.⁶⁸¹ Rusch stehe nicht der Sinn danach, „sentimental zu werden und die DDR zu verklären“, so Gerrit Bartels. Sie betone ihr Anderssein gegenüber der westdeutschen Generation Golf, ohne ihre Erfahrungen und Erinnerungen als stellvertretend für eine ganze Generation zu präsentieren.⁶⁸² *Meine freie deutsche Jugend* sei ein „DDR-Erinnerungsbuch“, das ohne die Sentimentalitäten und Verklärungen der „Zonenerinnerungsbücher“ auskomme, bemerkte Gerrit Bartels am

⁶⁷⁸ Bisky, Jens: Peggy, Petzke, Polizisten. Lauter Fluchgeschichten: Claudia Rusch erzählt von ihrer Jugend in der DDR. In: *Süddeutsche Zeitung*, 24.7.2003.

⁶⁷⁹ Auch Wolfgang Hilbig, der 1985 mit einem DDR-Schriftstellervisum in die Bundesrepublik übersiedelte, pries Rusch in einem Text, der, gleichsam als Nachwort, in *Meine freie deutsche Jugend* aufgenommen ist. Bei Rusch fand Hilbig, was er bei den einst auch in der Bundesrepublik hoch gelobten DDR-Autoren vermisste: Durchsichtigkeit und offene Kritik statt einer Beschreibung der kommunistischen Diktatur im sprachlich Ungefähren. Rusch schreibe nicht verdeckt, sondern offen und deutlich: „Es sind Texte, die ganz und gar auf Methoden verzichten, die den Leser zum so genannten Lesen zwischen den Zeilen zwingen wollen, was mir die Lektüre von DDR-Literatur lange Zeit vergällt hat: Schreibweisen, die den Leser in Unklarheiten zu verstricken suchten, und die damit am Ende staatstragend waren, weil das DDR-System Unklarheit über seinen wahren Zustand brauchte.“ Hilbig, Wolfgang: „Claudia Ruschs »Meine freie deutsche Jugend«. In: Rusch, S. 154-157, hier S. 155.

⁶⁸⁰ Stellvertretend sei hier Ostwald zitiert, die in ihrer Rezension diese beiden Unterschiede auf den Punkt brachte: „Wo Hensel ihre banalen Kindheitserfahrungen in der DDR zu einer Generationsfrage pauschalisierte und Verallgemeinerungen über eine vermeintlich typische Ost-West-Jugend zu Papier brachte, bescheidet sich Rusch (...) auf ein Erzählen persönlicher Anekdoten, die geradezu en passant einen Einblick in das Privatleben im Unrechtsstaat bieten“.

⁶⁸¹ Vgl. Arend, Ingo: Hassliebe. Schizophren. Claudia Ruschs „Meine freie deutsche Jugend“. In: *Freitag* 37, 5.9.2003. „Für Jana Hensel gibt es ein Menschenrecht, sich an den ganz normalen DDR-Alltag zu erinnern, ohne immer gleich die Moralschere West im Kopf zu haben. Wer würde da widersprechen? Wie politisch dieser Alltag aber sein konnte, zeigt nun Hensels 1971 geborene Zonenschwester Claudia Rusch.“ Vgl. neben den schon genannten Rezensionen auch: Pilz, Michael: Die letzten Ossis. Auch Claudia Rusch erzählt in ihrem Buch "Meine freie deutsche Jugend" von der Kindheit in der DDR. Aber anders. In: *Berliner Morgenpost*, 22.7.2003. Unter 4.3.4 werde ich näher auf die Kritik an dem DDR-Bild in *Zonenkinder* eingehen.

⁶⁸² Vgl. Walter, Birgit: Kein FDGB-Urlaub in Kühlungsborn. Ohne peinliches Generationengeschnatter: Claudia Ruschs Geschichten aus der DDR. In: *Berliner Zeitung*, 22.7.2003.

Ende seiner Besprechung mit einem deutlichen Hinweis. Im Gegensatz zu Hensel beschreibe Rusch die DDR nicht als romantischen Kindheitsort, sondern als „strenge Lebensschule“. Rusch zeige, „wie politisch“ der „Alltag“ in der DDR sein konnte, stimmte Ingo Arend, der mit Ostwald zu Hensels schärfsten Kritikern gehörte, in den Chor mit ein.⁶⁸³

Der Titel klinge zwar verdächtig nach einem Beitrag zur Ostalgie-Welle, doch bei der Lektüre werde man eines Besseren belehrt: so lässt sich das Kritikerurteil zusammenfassen.

4.3.1 Die Kritik an der „Generation Golf“

Illies sei zwar ein „glänzender Autor“, aber es habe ihn geschadet, dass er „die knäbischen Schnöseleien eines Christian Kracht und Benjamin Stuckrad-Barre“ kopieren wollte, meinte Matthias Kamann in seiner Rezension von *Generation Golf*. Zugleich betrachtet Kamann Illies aber als „glänzende(n) Autor“, der einen „munter-intelligenten Essayismus“ pflege. Er hat Kritik am Inhalt, lobt aber den Stil des Buches. Diese Lesart traf auf viele Rezensenten zu. Die Kritik am Inhalt betraf dabei vor allem die Pauschalität von Illies' Generationsentwurf. Wie Kamann grenzte auch Hendrik Müller-Reineke Illies' Generationsmodell ein.⁶⁸⁴ Nicht nur geographisch - Zwickau klammere Illies aus,⁶⁸⁵ - sondern auch gesellschaftlich habe das Buch nicht die behauptete Allgemeingültigkeit. Die „Generation Golf“ sei „ein Phänomen des wohlhabenden Mittelstandes“, stellt Müller-Reineke zu Recht fest. Illies vergesse zu erwähnen, dass zur ästhetischen Lebenshaltung seiner Generation nicht zuletzt eine „gewisse finanzielle Unabhängigkeit“ gehöre. Am ausgesprochensten in seiner Ablehnung war Eberhard Seidel. Dabei wendet er sich vor allem der politischen Dimension des Buches zu.⁶⁸⁶ Seidel wirft Illies vor, die „sozialen und politischen Kämpfe der „Generation Golf““ „außer Acht gelassen zu haben.“⁶⁸⁷ Dieses

⁶⁸³ Im Gegensatz zu „Kuschelangeboten“, die andere Erinnerungsbücher an die DDR machten, versuche Rusch nicht, das Schmerzhafte ihrer eigenen Erfahrungen in der DDR zu vergessen, meinte auch Jens Bisky.

⁶⁸⁴ Müller-Reineke, Hendrik: Haste was an, biste was. In: *wortlaut.de. Göttinger Zeitschrift für neue Literatur*, 7.3.2000.

⁶⁸⁵ Vgl. Illies, S. 29: „(...) daß Moonwashed-Jeans außerhalb von Zwickau je in gewesen sind, wird niemand ernsthaft behaupten wollen.“

⁶⁸⁶ Seidel, Eberhard: Geschichte gab es auch nach 68. In: *Die Tageszeitung*, 30.1.2004.

⁶⁸⁷ Die „Generation Golf“ wird von Seidel explizit mit neonazistischer Gewalt verbunden: „An diesem 20. April (gemeint ist der 20. April 1989 – der hundertste Geburtstag Adolf Hitlers – J.S.) blieb die Hälfte der türkischen Schüler in Berlin aus Angst vor Übergriffen dem Unterricht fern. Mit der

Verschweigen von „Realitäten“ sage viel aus über die „soziale und politische Verortung“ des Schreibenden, so Seidel. Illies befinde sich in einem hedonistischen, egozentrischen Elfenbeinturm und nehme das politische und gesellschaftliche Aggressions- und Gewaltpotential seiner Generation nicht wahr – so könnte man Seidels Kritik umschreiben.

Die eindeutig politisch motivierten Handlungen der rechtsextremen Jugend lässt Illies in der Tat so gut wie außer Acht. Fraglich ist allerdings, ob Seidel tatsächlich verstanden hat, auf welche Gruppe Illies' Beschreibungen zielen. Illies beschreibt die Generation der um 1970 in Westdeutschland Geborenen, die in bürgerlichen Familien aufgewachsen und überwiegend akademisch gebildet sind. Damit beschreibt Illies eine völlig andere Identität und Sozialisation als die Jugendlichen aus „postproletarischen Familien, die auch um knapper werdende Ressourcen stritten“, die Seidel im Visier hat. Illies' Generation Golf ist ja westdeutschen Ursprungs und beschreibt das Verhalten einer gesellschaftlichen Mitte- und Oberklasse statt einer Unterklasse.

Problematisch war in den Augen der Kritiker nicht nur, dass Illies' Beschreibung oberflächlich war, sondern auch, dass Illies kaum auf persönliche Erfahrungen einging – wie es die Autobiographie traditionell leistet – und die weniger positiven Seiten seiner Generation weitgehend ausblendete. Es gab aber auch Anerkennung und Lob. So urteilte Hans-Peter Bartels im Ganzen positiv. Der SPD-Politiker verglich Illies' Generationsbeschreibung ausführlich mit seinem eigenen Generationserlebnis und hielt Illies' Darstellung für ausgesprochen glaubwürdig.⁶⁸⁸

4.3.2 Die Kritik an „Zonenkinder“

Jan Brandt meinte, in *Zonenkinder*

fließen die wichtigsten Topoi ostdeutscher Selbstbeschreibungstexte der letzten Jahre zusammen, in ihm verdichten sich die Merkmale einer Sozialisation, die von einschneidenden Veränderungen und

Öffnung der Mauer gewann die Entwicklung an Dramatik. Über Jahre hinweg lieferte sich die Generation Golf in Halle, Leipzig, Dresden, Magdeburg und Berlin einen blutigen, mitunter auch tödlichen Straßenkampf um die Frage: Wem gehört der Alexanderplatz, Connewitz, die Neustadt? Der bunten, der multikulturellen Szene oder der rechten.“

⁶⁸⁸ Bartels, Hans-Peter: Wühlen im Kinderparadies. Hans-Peter Bartels über die von Florian Illies erfundene „Generation Golf“. In: *Der Spiegel*, 21.2.2000. Kritisch meinte Bartels aber auch: „Das Buch zählt 224 Seiten. Davon sind, abzüglich Inhaltsverzeichnis, Kapiteltitel und Register, 172 Seiten Text“. Der allerdings sei sehr „amüsant“ und „witzig“.

Brüchen gekennzeichnet ist. Hensel entwirft mit ihrem Buch geradezu eine Enzyklopädie junger Positionen und will durch die häufige Verwendung von „Wir“ ein Zusammengehörigkeitsgefühl konstruieren, das die individuellen Unterschiede ausgleichen und eine gemeinsame historische Grundlage schaffen soll.

Die Begriffe „Enzyklopädie“ und „Bestandsaufnahme“ erinnern an die Aufnahme von *Generation Golf*, vor allem an die positive Wertung Hans Peter Bartels.⁶⁸⁹ Wichtig ist also, dass Brandt meint, dass Hensel nicht nur „beschreibt“, sondern auch „erklärt“ – und zwar mit „anschaulichen Beispielen“. Ihr gelingt nicht nur ein überzeugendes Porträt, sie dringt auch zu einer Analyse der „Zonenkinder“ vor.

In den kritischen Reaktionen auf Hensels Buch wurde besonders das Fragmentarische in der Beschreibung des eigenen Lebensweges beklagt. So warf Melanie Holtz Hensels Beschreibung fehlende Kohärenz vor: „Auf der Suche nach ihrer Herkunft reiht die 1976 geborene Leipzigerin trübselig alle auffindbaren Kindheitserinnerungen aneinander.“ Über die „Eigenheiten“ einer Kindheit in der späten DDR erfahre der Leser „nur wenig“.⁶⁹⁰ Holtz vermisst eine individuelle Lebensbeschreibung, wie sie von der Autobiographie traditionell geleistet wird: „Es gibt keine Figur, an deren Person man sich heften könnte, um den Weg in eine unbekanntere Vergangenheit zu finden.“ Auch Jens Bisky spürte vergeblich nach der Geschichte einer individuellen Reifung – was sicherlich auch mit seiner Leseerwartung zu tun hat, die sich stark an traditionellen Selbstbeschreibungen orientiert. Denn an Biskys Rezension wird deutlich, dass die Autobiographie in den Augen mancher Kritiker nach wie vor mit der Gattung des Bildungsromans verbunden ist. In der Mitte seiner Rezension bezeichnet Bisky *Zonenkinder* nämlich als „Bildungsroman“. Das kollektive Wir in *Zonenkinder* ist Biskys Hoffnung, hier die Geschichte einer individuellen Entwicklung geschildert zu bekommen, diametral entgegengesetzt.

Die negativen Wertungen, die bereits das „Zonenkinder“-Modell wegen dem vereinheitlichenden Wir ablehnten, sahen sich auf ihrer Suche nach persönlichen Erfahrungen einer Hauptfigur, wie sie von der Autobiographie traditionell geleistet wird, enttäuscht. Auch stand nach Ansicht der Kritiker Hensels Orientierung an Marken und rasch wechselnden Moden einer Darstellung der persönlichen Identität

⁶⁸⁹ Vgl. 4.3.1.

⁶⁹⁰ „Wie eine Aneinanderreihung von wendebedingten Umbenennungen liest sich der Text, und wer hofft, die im Titel angekündigten Zonenkinder kennenzulernen, erwartet zu viel von der jungen Autorin.“

der Hauptfigur im Wege. Problematisch war in ihren Augen nicht nur, dass die Beschreibung oberflächlich war, sondern auch, dass diese Oberflächlichkeit die Beschreibung einer Kindheit und Jugend in der DDR und die Erinnerung an diese Zeit mit einschloss und politische Hintergründe weitgehend ausgeblendet blieben.⁶⁹¹

4.3.3 Die Kritik an Ruschs Autobiographie

Unter 4.2.3 wurde deutlich, dass *Meine freie deutsche Jugend* vor allem wegen der Offenheit, dem Humor und dem DDR-Bild gelobt wurde. Was die Rezensenten an *Meine freie deutsche Jugend* auszusetzen hatten, betraf, neben stilistischen Fragen, vor allem die anekdotische Struktur des Textes, die Einteilung in kurze Kapitel, die prägnant eine Begebenheit, eine Figur oder einen alltäglichen Vorgang beschreiben und in einer – so die Kritiker – nicht immer gelungenen Pointe münden.

So kritisierte Gerrit Bartels eine gewisse Oberflächlichkeit und einen Mangel an Präzision. Die Beschreibungen seien manchmal „undurchschaubar und lose“, Ernstes und Kitschiges wechsele einander ab. Über manche Person hätte Bartels gern etwas mehr erfahren. Die Beschreibung der Mutter hätte ohne Zweifel ausführlicher sein können. War Susanne Leinemann der Ansicht, dass „jede“ der fünfundzwanzig Geschichten „nach wenigen Seiten in einer oft überraschenden Pointe“ gipfele, so meinte Ingo Arend, Rusch schiele in ihren „Erinnerungsvignetten“ zu oft auf „flotte Pointen“. Arend kritisierte das Fehlen einer einheitlichen Perspektive auf das eigene Leben. Die Einteilung in unzusammenhängende Fragmente sei eine Schwäche dieser Autobiographie: „Vielleicht wäre Claudia Rusch stärker ins Erzählen gekommen, hätte sie das Buch nicht so fragmentarisch angelegt“.⁶⁹²

Am kritischsten äußerte sich Christel Wester, die in ihrer Besprechung im *Deutschlandfunk* die bisherige Aufnahme von *Meine freie deutsche Jugend* über einen Vergleich mit der Rezeption von *Zonenkinder* anprangerte. „Nostalgiefrei“ und „ohne peinliches Generationengeschnatter“ lauteten „unisono“ die zustimmenden Reaktionen der Kritiker, die sich „ebenso einmütig zur Schelte einer anderen Autorin zusammen finden“: Jana Hensel, die sich mit *Zonenkinder* seit einiger Zeit

⁶⁹¹ Auf diese Kritik werde ich unter 4.3.4 näher eingehen.

⁶⁹² Auch Susanne Ostwald vermisste einen „rote(n) Faden“, kritisierte darüber hinaus Ruschs „flapsige(n) Ton“. Zugleich betonte sie aber, dass durch den lockeren Stil „potentielle Peinlichkeiten der Psychologisierung und Vergangenheitsbewältigung“ vermieden würden.

„hartnäckig auf der Spiegel-Bestsellerliste“ behaupte.⁶⁹³ Es sei falsch, *Meine freie deutsche Jugend* als „eine Art Gegenbiographie zu *Zonenkinder*“ aufzufassen. Es sei nicht weniger als selbstverständlich, dass die jüngere Hensel nur „die rasanten äußerlichen Veränderungen“ wahrgenommen habe. Darüber hinaus habe Hensel sehr wohl „kritisch“ die Relevanz derartiger „Faktoren“ - gemeint sind die aus der DDR vertrauten Gerüche, Produkte und Worte - für die jugendliche Identitätsbildung „hinterfragt“.⁶⁹⁴ Dass Hensel dabei von einer „Durchschnittsfamilie“ ausgeht, werde ihr nun in der Konfrontation mit Rusch ungerechterweise als „Nachteil“ ausgelegt. Rusch „profitiere“ vom „Prominentenfaktor“ ihres Buches, literarisch sei ihre Autobiographie wenig überzeugend. Rusch erzähle „lapidar“ über die Bespitzelung ihrer Familie, plaudere „in naivem Kleinmädchenton (...) über ihre Erfahrungen mit dem Überwachungsstaat“. Westers Kritik an Rusch ist deutlich von ihrer Abneigung gegenüber der »Hensel-Schelke« im Feuilleton eingegeben. „In naivem Kleinmädchenton“ – das war genau der Vorwurf, den viele Kritiker an *Zonenkinder* richteten.

Es ist aber die Frage, ob Wester hier nicht sprachliche Form mit Inhalt verwechselt. Tatsächlich schreibt Rusch oft locker über ihre Erfahrungen in der kommunistischen Diktatur, über Schule, Alltag und Spannungen in der Familie. Der Humor erscheint m.E. vor allem als eine Möglichkeit, die eigene Jugend nicht aus der Perspektive einer strengen RichterIn zu betrachten. An vielen Stellen betont Rusch, trotz Überwachung und Bespitzelung eine glückliche Jugend gehabt zu haben. Sie *hatte* eine glückliche Jugend, auch wenn die politische Sachlage ihre persönliche Freiheit einschränkte und zu bitteren Erfahrungen führte. Doch eine naiv-verträumte Beschreibung des DDR-Alltags findet sich bei Rusch, wie wir gleich sehen werden, nicht. Abgesehen davon war in der Rezeption Hensels mit dem „naiven Kleinmädchenton“ nicht nur die sprachliche Formulierung und der Blick des Mädchens, das Hensel einst war, gemeint, sondern auch, dass die ErzählerIn in *Zonenkinder* sich kaum mit den

⁶⁹³ Wester, Christel: Harmlose Kindersprache. Claudia Rusch über ihre freie deutsche Jugend. Besprechung im *Deutschlandfunk*, 25. Oktober 2003. Manuskript auf: <http://www.dradio.de/dlf/sendungen/buechermarkt/199081/>.

⁶⁹⁴ „Insofern ist *Zonenkinder* kein „Generationengeschnatter“, sondern der ernsthafte Versuch, die Auswirkungen eines gesellschaftlichen Zusammenbruchs auf das unmittelbare Erleben von Heranwachsenden zu erfassen.“ Vgl. Walter, Birgit: Kein FDGB-Urlaub in Kühlungsborn. Ohne peinliches Generationengeschnatter: Claudia Ruschs Geschichten aus der DDR. In: *Berliner Zeitung*, 22.7.2003.

Strukturen des SED-Staats auseinandersetzt und ihr Rückblick sich auf die Beschreibung oberflächlicher Phänomene (Stil, Kleidung) beschränkt.⁶⁹⁵ Bemerkenswert ist aber, und da hat Wester m.E. recht, dass gerade die Beschreibung einer »Außenseiterin« in den Augen der Kritiker exemplarisch war für eine Jugend in der DDR. Haben die meisten Jugendlichen in der DDR ihre Jugend nicht eher wie Jana Hensel verbracht – Altwertstoffe sammeln für die Sandinisten, wobei die Erinnerung an das Sammeln das Wofür vergessen ließ? War es nicht tatsächlich so, dass die politische Indoktrination kaum auffiel, weil sie als »normal« empfunden wurde – weil man, vor allem als Kind, eben keine andere Wirklichkeit kannte? Eine von der Ideologie der Machthaber durchtränkte Kindheit und Jugend, die aber als unpolitisch *erlebt* wurde – und deshalb im Rückblick auch als eine solche präsentiert wird?

Die Fiktionalisierung der eigenen Erfahrungen sollte man auch in *Meine freie deutsche Jugend* nicht übersehen. Rusch präsentiert sich bewusst als Außenseiterin. Diese Selbstpräsentation wurde aber als Konstrukt von den Rezensenten akzeptiert, weil der mit diesem Außenseitertum verbundene Blick auf die DDR für die Kritiker ideologisch akzeptabel war. Dies dürfte eng mit der Perspektive der Literaturkritiker selbst zusammenhängen. Auch sie standen der DDR als Außenseiter gegenüber, entweder, weil sie die DDR von der Position der nicht in der DDR Lebenden wahrnahmen oder weil sie, wie z.B. Ingo Arendt, die DDR vor dem Mauerfall den Rücken zugekehrt hatten, weil sie nicht systemkonform leben und schreiben wollten. Der Identifikationswert von Ruschs Hauptfigur war damit deutlich größer als die aus Hensels *Zonenkinder*.

4.3.4 Marketing und Marx: Ideologische Kritik

„Man spielt darin, solange es Spaß macht, und wenn man nicht mehr mag, sagt man es, und schon wird man abgeholt“ – so lautet Illies' Beschreibung des „Ikea-Kinderparadieses“, das er als prägend für das Lebensgefühl seiner Generation beschreibt.⁶⁹⁶ „Man spielt darin, solange es Spaß macht“ – diese Formulierung ließ bei manchem Kritiker die Frage aufkommen, wo nach Illies' Ansicht der Spaß aufhört. Gar nicht, meinten viele skeptisch.

⁶⁹⁵ Vgl. 4.3.2 u. 4.4.2.

⁶⁹⁶ Illies, S. 189.

Diese Kritik bezog sich vor allem auf die scheinbar apolitische Haltung der „Generation Golf“, die in vielen Rezeptionsdokumenten mit der des Autors gleichgestellt wurde. Illies wurde als Apologet einer ausschließlich auf Materialismus gerichteten Lebenseinstellung und als Befürworter einer „Spaßkultur“ betrachtet.⁶⁹⁷ Im Folgenden möchte ich zeigen, dass das „wir“, das Illies hantiert, diese Identifikation zwar verständlich macht, es aber auch Passagen gibt, in denen der Autor seiner Generation durchaus kritisch, ja sogar ablehnend, gegenübersteht. Viele Rezensenten bewerteten die apolitische Haltung der Generation Golf negativ. Gustav Seibt stellte ja in der *Zeit* fest, dass „Eltern, Bücher, Geschichte, Theorie, Schule und Universität bei Illies nur „in ein paar abschätzigen Gesten“ vorkommen, „mit denen »Gemeinschaftskundelehrer«, ältere Brüder und das ungewaschene Studentenleben auf den Müllhaufen des ästhetisch Inakzeptablen geworfen werden.“ Die kritische Rezeption von Illies und anderen Autoren, die man als Repräsentanten der »Spaßkultur« betrachtete, erhielt durch den Kosovo-Krieg ab März 1999 – nur kurz nach Erscheinen des Buches – einen bedeutenden Aufschub. So kritisierte Christoph Amend im *Tagesspiegel*, dass die jüngeren deutschen Literaten „ratlos“ auf den Kosovo-Krieg reagieren würden.⁶⁹⁸ Wo hören Ästhetik und Spaßkultur auf, fragten sich viele Kritiker. Illies galt dabei als einer der bekanntesten Vertreter der neuen deutschen Literatur. Auch nach den Anschlägen vom 11. September 2001 forderten viele das Ende der auch von Illies angeblich befürworteten „Spaßgesellschaft“.⁶⁹⁹ Die Zeit des Späßes, der Verschwendung und des *easy life* sei nun vorbei.

⁶⁹⁷ Gemeint ist damit eine Kultur oder eine Gesellschaft, die sich stark an Unterhaltung und *lifestyle* orientiert; der Unterschied zwischen Hochkultur und Unterhaltung ist verschwunden. Vgl. Hafner, Urs: Die »Spaßgesellschaft«, ein schlechter Scherz. Anmerkungen zur Karriere eines Begriffs. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 20. August 2002. Hafner weist auch auf *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, in dem der Soziologe Gernhard Schulze wichtige Inhalte dieses Begriffs vorweggenommen habe. Vgl. Schulze, Gerhard: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/ New York (Campus) 1992.

⁶⁹⁸ Amend, Christoph: Welt ohne Bilder. Die Pop-Denker, aufgewachsen im Bewusstsein absoluter Internationalität, reagieren auf den Kosovo-Krieg ratlos. Ist der Egotrip einer Generation zu Ende? In: *Der Tagesspiegel*, 3.6.1999. Die Frage ist natürlich, ob es nur die „Pop-Denker“ waren, die ratlos auf den Krieg reagierten. Die europäischen Staaten schauten hilflos zu, es waren die USA, die sich zum militärischen Eingreifen entschieden.

⁶⁹⁹ So Peter Scholl-Latour in der ARD-Sendung *Friedman*, 12.9.2001; Heimo Schwilk legte mit dem Plädoyer für eine „Verantwortungsgesellschaft“ einen umfassenden Gegenentwurf zur „Spaßgesellschaft“ vor: Schwilk, Heimo: Der Bürger kehrt zurück. In: *Welt am Sonntag*, 30.9.2001. Vgl. auch Gauland, Alexander: Fellachen der Spaßgesellschaft. Ohne historische Erinnerung und kulturellen Halt hat keine Gesellschaft auf Dauer Bestand. In: *Die Welt*, 27.03.2001.

Vergleichbar mit Arendts Kritik an *Zonenkinder*, die bereits etwas von der ideologischen Kritik an Hensels Buch sichtbar machte,⁷⁰⁰ ist die Nadja Geers, die Hensel in ihrer Beschreibung des DDR-Alltags Schwärmerei vorwarf. Hensel „romantisierere“ ihre Kindheit.⁷⁰¹ Geer kann nicht so recht Gefallen finden an dem von Hensel „liebepoll beschriebenen Leben der pubertierenden Kommunisten“, die „Altstoff auflesen für die Sandinisten“ und mit „Korbine Früchtchen“ in den Wald gehen. In Hensels *Zonenkinder* und den Ostalgie-Shows sieht Bisky den gleichen Trend:

Das «Wir», als dessen Stellvertreterin Jana Hensel von einer Kindheit im Osten erzählt, als dessen Einzelfälle Ostdeutsche in den Shows auftreten, gehört zur Sucht, die Bürger der neuen Länder als besonders kollektiv mit Recht auf Außenseiterbonus wahrzunehmen.⁷⁰²

Das Bild der DDR in Hensels *Zonenkinder* war in vielen Fällen ausschlaggebend für das Urteil der Rezensenten. Dabei gerieten vor allem der vermeintlich nostalgische Rückblick auf den SED-Staat und die Sentimentalität in der Beschreibung des DDR-Alltags in die Kritik.

So war Ingo Arendt der Ansicht, der Osten werde in *Zonenkinder* zu einer „Projektionsfläche“, die mit der Wirklichkeit im SED-Staat nur noch wenig zu tun habe. Hensel gehe auf eine „*tour sentimentale*“ durch ihre Kindheit. In der Heimatstadt Leipzig suche sie die verschwundene Kindheit, die den „Geruch eines Märchens“ hat.⁷⁰³ Sie „beschwöre“ die Vergangenheit, eine differenzierte Auseinandersetzung mit der DDR finde nicht statt.⁷⁰⁴

Nach „manchen vorschnellen Verdammungsruf“, der nach dem 9. November 1989 folgte, wäre es gewiss Zeit „für ein paar subtilere Darstellungen“ des DDR-Alltags. Doch Hensels Buch hat Arendt enttäuscht, gerade weil es seiner Meinung nach dem Leser alles andere als eine differenzierte Darstellung des Lebens in der „Zone“ bietet:

⁷⁰⁰ Vgl. 4.3.4.

⁷⁰¹ Geer, Nadja: DDR-Safari. Jana Hensel schwärmt vom braven Osten. In: *Die Zeit*, 12.12.2002.

⁷⁰² Bisky, Jens: Zonensucht. Kritik der neuen Ostalgie. In: *Merkur* 2, 2004, S. 117-127, hier S. 121.

⁷⁰³ Vgl. Hensel, S. 13: „Heute sind diese letzten Tage unserer Kindheit, von denen ich damals natürlich noch nicht wusste, dass sie die letzten sein würden, für uns wie die Türen in eine andere Zeit, die den Geruch eines Märchens hat und für die wir die richtigen Worten nicht mehr finden.“

⁷⁰⁴ Arendt kritisiert vor allem die Sentimentalität, die seiner Meinung nach ins Kitschige abgleitende Nostalgie: „Mit verlorener Stimme beschwört sie eine Zeit, „die sehr lange vergangen ist, in der die Uhren anders gingen...und die Schleifen im Haar anders gebunden wurden.“ Dagegen ist Eichendorff ein Realist.“

Bei ihr sieht es auch ganz so aus, wie man das eklige Schmuddelland geschildert bekam. Zwischen den obligaten, braunen Velourstapeten der VEB Stadtreinigung bereitete sie sich auf die Jugendweihe vor. Doch warum dieser Staat, der nachträglich zu einer Heimat mit "schönem, warmem Wir-Gefühl" romantisiert wird, gescheitert sein könnte, darauf verschwendet sie keinen Gedanken. Dissidenten, Grenze, Knäste und Wehrkunde kommen nicht vor.

Problematisch ist dabei, dass Arendt *Zonenkinder* nicht als ein Werk der Literatur, sondern als ein „Sachbuch“ verstanden haben will. Denn nach dem Versuch einer Erklärung für das neulich erwachte Interesse an der DDR schreibt Arendt:

(...) für ein politisch-historisches Sachbuch, das diese Aufklärung leisten könnte, erlaubt sich Jana Hensel einen erstaunlichen Verzicht auf Analyse.

Dies ist bemerkenswert, da Hensel das Buch zuvor noch als eine „Selbstbeschreibung“ bezeichnet hat. Aber durch die Beschreibung der DDR dringt, in Arendts Augen, soviel Wirklichkeit in den Text ein, dass er das Buch plötzlich als „Sachbuch“ bezeichnet. Es erinnert ein wenig an die Aufnahme des ersten Bandes der Bernhardschen Autobiographie, *Die Ursache*: nicht nur was den Vorwurf fehlender Aufklärung/Mangel an Analyse in Bezug auf Zeitgeschichte betrifft, sondern auch was die Verstimmung des Rezensenten und die Art und Weise, wie er seine Kritik äußert, angeht. Auch an den aufgenommenen Fotos und Dokumenten kritisiert Arendt das Nostalgische der Rückschau, dadurch dass er das Buch, weil Objekte aus der Vergangenheit quasi „eingeklebt“ sind, als „Poesiealbum“ bezeichnet.⁷⁰⁵ Hensel gleicht damit in Arendts Augen eher einem naiven Mädchen, das der Welt der Erwachsenen und der Politik noch nicht gewachsen ist, als einer selbstbewussten und intelligenten Schriftstellerin, die ein interessantes Buch über eine Jugend in der DDR vorgelegt hätte. Die „Zonenkinder“ sind von der Ideologie des SED-Staats kaum beeinflusst und gehen ohne ideologische Verluste in den Westen. Susanne Messmer hingegen nahm Hensel gegen die Vorwürfe ihrer Kritiker in Schutz, indem sie die bisherige Aufnahme von *Zonenkinder* kritisierte. Die

⁷⁰⁵ Vgl. ebd.: „Jana Hensel hat sich ein Poesiealbum kreiert. Dem Land ihrer Kindheit widmet sie darin Sätze wie ihrer liebsten Freundin. Und begnügt sich mit einer nahezu reflexionsfreien Phänomenologie. Liebevoll erinnert sie sich an die Zeiten, als die Tintenpatronen noch Heiko und nicht Pelikan hießen.“

Wertungen glichen dem Urteil eines konservativen älteren Herrn, der gleich lospoltere, wenn das Bild der DDR nicht einseitig negativ ausfällt.⁷⁰⁶

Obwohl Messmer sich hier eines Klischees bedient, weist sie auf einen interessanten Aspekt in der Diskussion um Texte, die wie *Zonenkinder* die Jugend einer Hauptfigur in einer Diktatur beschreiben. Die Texte werden dann nicht selten daran gemessen, ob das politische System mit all seinen Schattenseiten so dargestellt ist, wie es der Kritiker sich wünscht – auch wenn aus der Perspektive eines Kindes erzählt wird, das von dem allem ja kaum wissen kann, oder an dem, wie Messmer schreibt, der „Überbau“ weitgehend vorbeigegangen ist.⁷⁰⁷

Auch Jan Brandt nahm die literarische Ostalgie, die andere an *Zonenkinder* kritisierten, wohlwollend dar. Es sei verständlich, dass junge Ostdeutsche nach der eigenen Vergangenheit fragen, zumal sich für sie in kurzer Zeit viel geändert habe.⁷⁰⁸ Anders als Arendt stellt Brandt nicht sofort die Forderung, die DDR sollte vor allem kritisch beschrieben werden. „Lustige kleine Episoden“ akzeptiert er auch. Die Literatur junger in der DDR aufgewachsener Schriftsteller handle „von der Suche nach einem Ort, den es nicht mehr gibt und der nur noch in der Erinnerung der Figuren fortlebt“. Und die Literatur, so könnte man hinzufügen, ist der Ort, wo man sich nachträglich ein eigenes Bild der DDR konstruieren und dieses Bild festlegen kann.

⁷⁰⁶ „Reaktionär sei das, diesen kleinbürgerlichen Scheißstaat so zu verniedlichen. Auf das Argument, dass man sich mit fünfzehn noch nicht für den Staat interessiert, egal für welchen, und wie beruhigend es ist, dass es in der DDR auch etwas gab, an dem dieser Überbau vorbeigegangen ist, erwidert er nur: „Ihr wollt doch nicht hören, was für eine idyllische Kindheit eure Großeltern unter Hitler hatten, oder?“ Messmer, Susanne: Unsere schönen Projektionen. Warum tanzen junge ostdeutsche Autoren vor uns Westdeutschen plötzlich herum wie die Indianer beim Powwow-Tanz? Und warum finden wir sie dabei auch noch so exotisch? Über die Möglichkeit, selbst vorgeführt zu werden in unserem seltsamen Begehren nach dem Osten als dem ganz Anderen. In: *Die Tageszeitung*, 7.12.2002.

⁷⁰⁷ Ein gutes Beispiel bietet Martin Walsers Roman *Ein springender Brunnen* (1998), in dem der Leser das nationalsozialistische Deutschland durch die Augen des kleinen Johann wahrnimmt, der zwischen 1933 und 1945 eine weitgehend unbeschwerte Jugend in der Provinz in Süddeutschland erlebt. Walser hält den Blick des kleinen Jungen auf die politischen Gegebenheiten fest, ohne sie mit dem heutigen Wissen zu werten. Nach Erscheinen seines Romans wurde Walser die Verharmlosung des Dritten Reiches vorgeworfen, weil Ausschwitz in seinem Buch nicht vorkomme. Walser reagierte darauf mit dem Vorwurf, seine Kritiker hätten nichts vom „Urgesetz des Erzählens (...), der Perspektivität“, verstanden. Vgl. Walser, Martin: *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Friedenspreisrede des deutschen Buchhandels 1998. Laudatio: Frank Schirrmacher. Sein Anteil*. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1998, S. 19.

⁷⁰⁸ „Viele junge Ostdeutsche wollen, wie Jana Hensel, wieder wissen, wo sie herkommen, weil von dem, was einst die Deutsche Demokratische Republik verkörperte und ihre Visionen ebenso ausdrückte wie ihr Scheitern, im Laufe der Neunzigerjahre nur Reste übrig geblieben sind. (...) Vielleicht war dieser rasante Wandel ein Grund dafür, warum in schummrigen Ostberliner Kellern und Kneipen Lesebühnen entstanden, auf denen lustige kleine Episoden aus einem verschwundenen Land vorgetragen wurden und scheinbar längst Vergessenes literarisch wieder auferstand.“

4.3.5 Der Streit um „Zonenkinder“ in Ostdeutschland

Zum Schluss möchte ich auf einen interessanten Beitrag von Doja Hacker eingehen, die im *Spiegel* die bisherige Aufnahme von *Zonenkinder* unter die Lupe nahm. Unter dem Titel „Im Westen umschwärmt, im Osten beschimpft“ nahm Hacker Jana Hensel gegenüber den Vorwürfen ihrer Kritiker in Schutz.⁷⁰⁹ Im Mittelpunkt stand dabei die nach Hackers Ansicht geteilte Aufnahme des Buches bei den »Ossis« und «Wessis«. Ausgehend von der Vermutung Alexander Fests, Leiter des Rowohlt-Verlags, meinte Hacker, dass der individualisierte Westen sich über Gemeinsamkeiten freue, während der Osten, vom Kollektiven gebrandmarkt, Verallgemeinerungen ablehne. Dies werde nach Hackers Ansicht in der Aufnahme von Hensels Buch deutlich sichtbar.

Westdeutsche Kritiker würden das Buch wohlwollend aufnehmen, bei ostdeutschen Kritikern stieße es hingegen auf Ablehnung, so Hacker. Doch diese Behauptung ist bei näherer Betrachtung kaum aufrecht zu halten. Angesichts der negativen Besprechungen von u.a. Nadja Geer (*Die Zeit*) und Peter Richter (*FAZ*) ist es merkwürdig zu behaupten, der Westen stehe dem Buch positiv gegenüber.

Um zu überprüfen, ob Hackers These von der negativen Aufnahme im Osten stimmt, möchte ich im Folgenden etwas näher auf die Ost-Rezeption eingehen. Dabei zeigt sich, dass das kollektive Wir in *Zonenkinder* keineswegs von allen Kritikern als problematisch aufgefasst wurde. Insgesamt stehen die ostdeutschen Regionalzeitungen, die *Zonenkinder* rezensierten, dem Buch wohlwollender gegenüber als die überregionalen, in Westdeutschland erscheinenden Tages- und Wochenzeitungen. Vor allem das Bild der DDR wird positiver wahrgenommen, ausgesprochen kritische Wertungen, wie die von Geer oder Bisky, finden sich hier nicht. So bezeichnete die *Leipziger Volkszeitung* *Zonenkinder* als „starkes Debüt“⁷¹⁰ – ein positives Urteil, das sich in vergleichbarer Form im Westen nur bei Jan Brandt und Reinhard Mohr findet. In ihrem „eindrucksvollen Debüt“ setze Hensel der „jugendlichen Wendegeneration“ ein „kleines aber feines literarisches Denkmal“.⁷¹¹ In ihrem „ironisch gebrochenen Text“ spiele Hensel mit „westlichen Klischees“, in

⁷⁰⁹ Hacker, Doja: „Ich bin aber nicht traurig“. Im Westen umschwärmt, im Osten beschimpft: Die junge Leipzigerin Jana Hensel hat mit ihren Kindheitserinnerungen „Zonenkinder“ einen Riesenerfolg – und überraschende Schwierigkeiten. In: *Der Spiegel*, 6.1.2003.

⁷¹⁰ Böhmer, André: Starkes Debüt der Leipzigerin. Jana Hensel blickt auf Lebensgefühle der Wendekinder. In: *Leipziger Volkszeitung*, 10.12.2002.

⁷¹¹ Vgl. Mohr: „Jana Hensel hat den Kindern der Zone, der ersten gesamtdeutschen Generation, schon jetzt in kleines Denkmal gesetzt“.

„knappen, oft lakonischen Sätzen“ beschreibe Hensel „den Aufbruch ihrer Generation im alten und die Ankunft im neuen Land“. *Zonenkinder* sei „bar jeder DDR-Nostalgie“, so Böhmer. Auch die *Thüringische Landeszeitung* meinte, mit *Zonenkinder* habe Hensel „wichtige Einblicke in die Gefühlslage ihrer Generation“ gewährt.⁷¹²

Nicht nur die *Leipziger Volkstimme* und die *Thüringische Landeszeitung*,⁷¹³ auch die Magdeburger *Volksstimme* berichtete positiv über die Reaktionen auf Hensel und ihr Buch:

Die Älteren unter den sehr zahlreichen Besuchern der Lesung hörten ihre Sicht teils mit Rührung, teils aber auch mit etwas Fremdheit an, die jüngeren aber eindeutig mit tiefem Einverständnis. Ein lehrreiches und sehr ehrliches Buch hat Jana Hensel geschrieben, und das ist wohl der wesentliche Erklärung dafür, dass es zum Bestseller des Herbstes geworden ist.⁷¹⁴

„Mit tiefem Einverständnis“ – dies widerspricht Hackers These von der einseitig negativen Aufnahme im Osten Deutschlands. Allerdings gab es bei der Lesetournee Hensels im Osten auch Kritik aus den Reihen der jungen Generation. Über eine zwiespältige Aufnahme beim Publikum nach einer Lesung berichtete die *Sächsische Zeitung*.⁷¹⁵ Den „Ärger“ habe sich Jana Hensel selbst zuzuschreiben. Sie habe „ihr Buch im kollektivierenden “Wir“ geschrieben. So als schriebe sie im Namen aller

⁷¹² Sommer, Gerlinde: “Zonenkinder“: Eine Abrechnung zwischen Aufbruch und Verlust. In: *Thüringische Landeszeitung*, 8.2.2003. Bei Sommer findet sich kein Wort gegen das verallgemeinernde Wir, das von Roland Mischke in der *Sächsischen Zeitung* sogar gelobt wurde: „Der Vorteil dieses Buches ist, dass die gesamte Infrastruktur des so genannten Arbeiter- und Bauern-Staates vorgeführt wird, und das konsequent aus der Innenansicht eines Heranwachsenden. Wenn diese vom „schönen warmen Wir-Gefühl“ schreibt, ist das glaubhaft.“ Vgl. Mischke, Roland: Der Geruch eines Märchens. Ostdeutsche denken nach über ihre Verluste: Zustandsberichte von Rita Kuczynski und Jana Hensel. In: *Sächsische Zeitung*, 26.7.2002. Mischke kritisiert Rita Kuczynskis *Die Rache der Ostdeutschen*, einen Sammelband mit Beiträgen von zwanzig „PDS-Symphatisanten“, als „beseeltes Rückwärtsblicken“. Kuczynskis Auswahl sei, anders als Jana Hensels Generationsbeschreibung, „nicht repräsentativ“ für die Stimmung in der ehemaligen DDR. Bezeichnenderweise findet sich die Doppelrezension Mischkes unter der Rubrik „Politisches Buch“. *Zonenkinder* wird so in einen unmittelbar politischen Kontext gestellt und nicht als literarisches Werk präsentiert.

⁷¹³ (Ohne Titel) *Thüringische Landeszeitung*, 11.2.2003; Jana Hensel liest/ Ihre “Zonenkinder“ stehen als ostdeutscher Gegenentwurf zu Florian Illies. In: *Leipziger Volkszeitung*, 23.10.2003; Jana Hensel leistete mit “Zonenkinder“ Erinnerungsarbeit. In: *Leipziger Volkszeitung*, 25.10.2002.

⁷¹⁴ Bornholdt, Liane: Jana Hensel las in der Magdeburger Weinert-Buchhandlung aus ihrem Buch „Zonenkinder“. Lehrreicher Bestseller als Museum einer Kindheit. In: *Volksstimme Magdeburg*, 15.11.2002.

⁷¹⁵ Kasselt, Rainer: „Wir sind die ersten Wessis aus Ostdeutschland“. In: *Sächsische Zeitung*, 1.2.2003. „Die empörte Frau hätte die Mutter von Jana Hensel (26) sein können. „Das war nicht so in der DDR, wie Sie es schreiben. Ich habe das ganz anders empfunden.“ Dann sprang die Tochter der Frau auf. „Ich bin das Zonenkind“, sagte sie in Anspielung auf den Titel “Zonenkinder“. „Aber ich musste mich nie für meine Eltern schämen.“

„Zonenkinder“.“ Auch Martus Hatzius machte in seiner ausführlichen Rezension in *Neues Deutschland* Hensel das kollektive Wir zum Vorwurf.⁷¹⁶ Er kann sich in Hensels Erinnerungen nicht wieder erkennen und lehnt das Wir, von dem er das Gefühl hat, dass es ihm aufgedrungen wird, vehement ab. Er empfindet es geradezu als eine Beleidigung:

Unerträglich die zahlreichen Passagen in der gleichmacherischen »Wir«-Perspektive: »Dabei haben wir in den Anfangsjahren jede freie Minute genutzt, um den Westen zu beobachten, zu erkennen und zu verstehen. Wir wollten ihn täuschend echt imitieren.« Nein, Jana, das wollten »wir« nicht!

Hatzius weist darauf hin, dass er im selben Jahr in der DDR geboren wurde als Hensel.⁷¹⁷ Er fühlt sich von Hensels Wir „verletzt und missverstanden; über einen Kamm geschert mit Menschen, die ich nicht kenne und deren Lebensweise ich nicht verstehe.“

Die Lesetour von Jana Hensel durch Ostdeutschland und die positiven Rezensionen in einigen ostdeutschen Zeitungen zeigen, dass das Buch im Osten keinesfalls kritischer aufgenommen wurde als im Westen. Eine Ausnahme bildet die Rezension von Hatzius aus *Neues Deutschland*, in der ein Argument gegen das Buch auftaucht, das in der westdeutschen Besprechungen in dieser Form fehlte: Hensel wird vorgeworfen, ihre eigene ostdeutsche Identität aufzugeben zu haben, ihre eigene ostdeutsche Herkunft zu leugnen.⁷¹⁸

4.4. Erinnerungsjunkies und Geschichtsverdreher

4.4.1 *Wir, die Generation Golf: Florian Illies*

Generation Golf folgt nicht dem üblichen Muster einer Autobiographie. Bei der Lektüre des Buches erfährt der Leser nie genau, wie weit Illies selbst mitgemacht, sich an den Verhaltensweisen der „Generation Golf“ orientiert hat. Das Wir dominiert, auch wenn Illies ab der ersten Seite in der Ich-Form erzählt und aus einem

⁷¹⁶ Hatzius, Martus: »Wessis aus Ostdeutschland«. Jana Hensel sieht ihre Heimat DDR im Rückblick verschwinden. In: *Neues Deutschland*, 8.10.2002.

⁷¹⁷ „Vielleicht hätte mich Jana Hensels Buch nicht so aufgeregt, wenn ich nicht im gleichen Land und im gleichen Jahr geboren worden wäre wie sie“.

⁷¹⁸ Zwar kritisieren auch Arendt und Holtz die Orientierung an der westlichen Warenwelt, Hatzius jedoch geht einen bedeutenden Schritt weiter. Er betrachtet *Zonenkinder* als ein Dokument skrupelloser West-Anpassung, als einen Ausverkauf der eigenen Identität der jungen Ostdeutschen, als einen Verrat an der eigenen Herkunft.

subjektiven Blickwinkel seine Jugend in einem oberhessischen Dorf beschreibt. Bereits auf der zweiten Seite steht neben einem zweifachen Ich viermal ein „man“, durch das die beschriebenen Erfahrungen aus der eigenen frühen Jugend verallgemeinert werden. Auf der dritten Seite wird neben einem dreifachen „man“ noch sechsmal „ich“ verwendet. Im Laufe des Textes werden aber mehr und mehr kollektive Erfahrungen präsentiert. Das Ich wird dabei zugunsten eines kollektiven Wir zurückgedrängt. Die eigenen Erfahrungen werden als typisch für die ganze Generation beschrieben. Wenn Illies sich zu Phänomenen oder Personen äußert – ob es nun um den Mauerfall, um Friedensdemos, um *Wetten, daß...?* oder um den Umgang mit der NS-Vergangenheit geht, präsentiert er seine Erfahrungen als stellvertretend und repräsentativ.

Die Rezeptionsanalyse hat deutlich gemacht, dass nicht jeder Leser bereit war, diese Verallgemeinerungen zu akzeptieren. Obwohl Kritiker sich positiv über den Wiedererkennungswert des Buches äußerten, gab es auch ablehnende Reaktionen: Vor allem von Lesern, die das geschickte Vorgehen, über die Erinnerung an persönliche, individuelle Erfahrungen zu einem Kollektivporträt zu kommen, durchschauten. In so weit hat ein Zitat auf der Rückseite des Buches, „Illies ist ein Erinnerungsjunkie und Geschichtsverdreher“, die Reaktionen vorweg genommen. Darüber hinaus trafen die in diesen Charakteristiken geäußerten Vorwürfe laut vieler Kritiker auch auf Hensel zu. Obwohl Illies auch seinen älteren Bruder Steffen, seine Freundin Franziska (die auch etwas älter zu sein scheint, wir werden gleich sehen, warum) und seine Eltern beschreibt, stehen doch die Identität und Sozialisation des Kollektivs „Generation Golf“, als dessen Angehöriger sich Illies präsentiert, im Vordergrund. Die hier folgende Textanalyse wird sich denn auch hauptsächlich auf die Identität und Sozialisation der „Generation Golf“ richten und dabei die durch die Rezeptionsanalyse aufgeworfenen Fragen beantworten.

Was ist die „Generation Golf“? Wer kann zu ihr gezählt werden? Wie präsentiert Illies die Identität der „Generation Golf“? Welche literarischen und stilistischen Mittel verwendet Illies, um sein Konstrukt zu behaupten? An was glaubt die *Generation Golf* und an was nicht? Spricht eine bestimmte Kritik an der bundesrepublikanischen Gesellschaft aus dem Text? Steht Illies seiner Generation nicht kritischer gegenüber, als in den meisten Rezeptionsdokumenten behauptet wurde?

Der Golf als „kleinster gemeinsamer Nenner“

Im ersten Kapitel behauptet der Erzähler, dass sein eigenes Lebensgefühl, „gut genährt, ansonsten aber völlig orientierungslos“, als stellvertretend für die „ganze Generation der zwischen 1965 und 1975 Geborenen“ betrachtet werden kann.⁷¹⁹

Später wird dies jedoch erweitert: Niemand werde, so Illies im zweiten Kapitel, „ernsthaft bezweifeln, daß Prinz William, Jahrgang 1982, und Oliver Bierhoff, Jahrgang 1965 (...) derselben Generation angehören.“⁷²⁰ Dies als erste erkannt zu haben, sei das Verdienst einer Düsseldorfer Werbeagentur gewesen, die Mitte der neunziger Jahre eine auffällige Werbekampagne gestartet habe: „Der Grundgedanke war, die Verwenderschaft des Golf als >Generation Golf< zu kodieren.“⁷²¹ Der Golf wurde als „kleinster gemeinsamer Nenner“ der Generation betrachtet.

Die „Generation Golf“ ist nach Illies weitgehend durch Zufriedenheit, Materialismus, Individualismus, Narzissmus und Entideologisierung geprägt. Im Folgenden möchte ich weiter auf diese Zuschreibungen eingehen, um die Identität des Konstrukts „Generation Golf“ näher zu bestimmen. Dabei werde ich auch die Frage beantworten, wie Illies eigene Erfahrungen als stellvertretend für das Kollektiv einsetzt und wie er diese mit den allgemeinen Zuschreibungen kombiniert.

Zufriedenheit

Illies beschreibt die Generation der zwischen 1965 und 1975 Geborenen als eine Generation ohne Generationenkonflikt. Die Golf-Generation lebt in einem beachtlichen Wohlstand ohne Gefahr und Risiken. Nach grundlegenden Änderungen verlangt sie nicht. Sie bejaht ein im Äußerlichen begründetes Leben (Geld, Konsum, Schönheit, Jugend), so wie es auch von großen Teilen der Medien und der Werbung propagiert wird. Anders als die vorangehenden Generationen müssen die Angehörigen der „Generation Golf“ sich Freiheit und Wohlstand nicht erkämpfen. Sie weichen Konflikten eher aus. Illies erinnert sich an seinen älteren Bruder, der den «78ern» anhört und im Gegensatz zu ihm nicht versteht, „daß man Sachen auch tun kann, wenn sie die Eltern fördern“.⁷²² Die „Golfer“ hingegen wissen, dass ein gutes Verhältnis zu den Eltern einem eher nützt als schadet und es keineswegs unvernünftig ist, eigenen Interessen manchmal denen anderer unterzuordnen. Die Generation Golf

⁷¹⁹ Illies, S. 19.

⁷²⁰ Ebd., S. 56.

⁷²¹ Ebd., S. 56.

⁷²² Ebd., S. 44.

ist eine Generation ohne Generationenkonflikt: „Gute Söhne, gute Töchter“.⁷²³ Beide Generationen, Vater und Sohn, fahren das gleiche Auto: „Ein Brückenschlag zwischen den Generationen, der die Zwischengeneration geflissentlich übersieht.“⁷²⁴ So wird der Golf zur Chiffre für das Lebensgefühl der beschriebenen Generation.⁷²⁵

Materialismus

„Die Freiheit nehm’ ich mir“ – dieser Spruch aus einer *Visakarte*-Werbung betrachtet Illies als „Spruch für unsere Generation“.⁷²⁶ Der Kauf bestimmter Kleidung sei, wie früher die Lektüre eines bestimmten Schriftstellers, „eine Form der Weltanschauung“, das Yuppietum zu einer „Grundhaltung“ geworden.⁷²⁷ Im Gegensatz zum Salonsozialismus der Linke habe seine Generation gelernt, „mit dem eigenen Wohlstand und Wohlbefinden nicht mehr allzu geheimnistuerisch umzugehen.“⁷²⁸ Die konsumorientierte Haltung der Generation Golf bringt ein Marktdenken mit sich, dass sich auf Bereiche ausdehnt, die das Marktdenken traditionell nicht beherrscht. Dies zeigt sich deutlich an den von Illies geschilderten Beziehungen zwischen Angehörigen der „Generation Golf“. Auch hier herrscht der Tauschwert: Er lässt im persönlichen Bereich Individuen und Gegenstände als austauschbare und „beherrschbare“ Objekte erscheinen. Nicht nur kaufbare Objekte, sondern auch Menschen werden von den Angehörigen der „Generation Golf“ als Ware betrachtet, die man, wenn man sie genügend „konsumiert“ hat, von sich werfen kann, um sein Single-Dasein wieder für einige Monate fortzusetzen.

Individualismus

Seine Generationsgenossen präsentiert Illies als „Fanatiker des Allgemeinindividualismus“.⁷²⁹ „Im sicheren Hort des tradierten Geschmacks und befreit von finanziell und ästhetisch aufwendigen Abgrenzungsschlachten gegen die Älteren“⁷³⁰ beschäftigt sich die „Generation Golf“ mit dem aus ihrer Perspektive

⁷²³ Ebd., S.41.

⁷²⁴ Ebd., S. 59.

⁷²⁵ Das zweite Kapitel, in dem Illies sein Verhältnis zu den Eltern beschreibt, ist überschrieben: »Ich wollte alles anders machen als mein alter Herr. Und nun fahren wir das gleiche Auto« – ein Zitat, das aus der Werbekampagne für den Golf IV stammt. Ebd., S. 41.

⁷²⁶ Ebd., S. 146.

⁷²⁷ Ebd., S. 145 u. S. 140.

⁷²⁸ Ebd., S. 147.

⁷²⁹ Illies, S. 91.

⁷³⁰ Ebd., S. 144.

wichtigsten: Sich selbst. Aus diesem Individualismus erklärt Illies auch die modischen Erscheinungen der neunziger Jahre: die Love-Parade und die großen *Blade-Nights*, „die keinen weiteren Sinn erfüllten, als zusammen mit ganz vielen Gleichgesinnten individualistisch zu sein.“ Im Grunde interessieren sich alle nur für sich selbst.

Narzissmus

„Narziß“ ist nach Illies „der größte Gott der Generation Golf.“⁷³¹ Man kämpft für sich selbst und beschäftigt sich mit dem Äußerlichen, mit Konsum, Karriere und Stil. Die „Konservierung des körperlichen Status quo“⁷³² wird als sehr wichtig empfunden. Abseits von politisch-gesellschaftlichem Engagement entwickelt die „Generation Golf“ eine ästhetische Lebenshaltung. Es ist vor allem wichtig, dass die Kleidung passt. „Das rote Aids-Schleifchen“, so Illies provokativ, habe man sich „vor allem deswegen ans Revers“ geheftet, „weil es so gut auf der dunkelgrauen Barbour-Jacke aussah.“

Entpolitisierung

Schon im ersten Kapitel heißt es in ironischer Abgrenzung von der 68-er-Generation und ihren Erben:

Wir wußten auf jeden Fall, daß wir uns keine übertriebenen Sorgen machen mußten, weil das ohnehin unsere älteren Geschwister und die Grundschullehrerinnen mit ihren Atomkriegsängsten für uns erledigten. Wir konnten uns dem Wesentlichen widmen. Also: Playmobil spielen.⁷³³

Anders als die Generation ihrer Eltern haben Illies und die Seinen kaum noch Interesse an Politik und Gemeinwohl. Es lohne sich nicht, für oder gegen etwas zu streiten. Man diskutiert zwar, aber die Debatten beschränken sich nach Illies' Ansicht auf Fragen wie: *Conserve* oder *Adidas*, *Geha* oder *Pelikan*? Man akzeptiert die immer schneller wechselnden Moden als unvermeidlich und passt sich an, weil man sonst nicht dazugehört.⁷³⁴ Generationsgenossen, die sich den herrschenden Trends widersetzen, nimmt man wahr als „wackere Einzelkämpfer, deren Anliegen man zwar

⁷³¹ Illies, S. 196. Vgl. ebd.: „Nur eine Generation wie die unsrige konnte ein Parfüm ins Herz schließen, das den Namen Egoiste trägt. (...) Der selbstbewußte Egoismus als Gemeinschaftserlebnis.“

⁷³² Ebd., S. 91.

⁷³³ Ebd., S. 19.

⁷³⁴ Ebd., S. 25.

nicht ganz verstand, aber die man aus Toleranzgründen gutmütig mitschleppte“.⁷³⁵

Auch die Abgrenzung von den Idealen der 68-er wird – wie könnte es anders sein – ästhetisch begründet. So beschreibt Illies ein aus der Frisur herausgewachsenes Schwänzchen ironisch als „ein Wurmfortsatz der 68er, ein letztes begrenztes Widerstandsnest, eine revolutionäre Strähne am akkurat gestriegelten Kopf.“⁷³⁶

4.4.2 „Wir sind die Kinder aus der Zone“: Jana Hensel

Die Rezeptionsanalyse von Jana Hensels *Zonenkinder* hat die in der Einleitung geäußerte Vermutung, dass ihr Buch in der Öffentlichkeit als Generationenporträt gelesen würde, bestätigt. Auch im Klappentext wird der Leser nach einer kurzen, einleitenden Bemerkung über die persönliche Biographie Hensels – „Jana Hensel war dreizehn, als die Mauer verschwand“ – auf das Bild einer Generation vorbereitet.⁷³⁷ In den Kapitelüberschriften wird, noch deutlicher als in *Generation Golf*, ein kollektives Wir behauptet: „Das schöne warme Wir-Gefühl. Über unsere Kindheit“ (1), „Schulter an Schulter, Zahn an Zahn. Über unsere Eltern (4), „Ja, das geloben wir! Über unsere Erziehung“ (5), „Go West!, Über unsere Zukunft“ (8). Wie Florian Illies fängt Hensel ihr Buch aber in der ersten Person an:

Am letzten Tag meiner Kindheit, ich war dreizehn Jahre und drei Monate alt, verließ ich gemeinsam mit meiner Mutter am frühen Abend das Haus. Es war bereits dunkel, man sah den Atem vor dem Gesicht, Nieselregen fiel vom Himmel. Ich musste hohe Schuhe, Strumpfhosen und zwei Pullover unter meinen blauen Thermoanorak ziehen und niemand wollte mir so richtig sagen, wo es hingegen sollte.⁷³⁸

In Ich-Form berichtet Hensel über eigene, persönliche Erinnerungen. Nach einer Leerzeile wechselt sie auf das verallgemeinernde Wir über:

⁷³⁵ Ebd.

⁷³⁶ Ebd., S. 26.

⁷³⁷ „Jana Hensel erzählt von den Erfahrungen im Jahrzehnt nach der Wende mit großer Eindringlichkeit und sprühender Lebendigkeit. Wir nehmen teil am faszinierend widersprüchlichen Lebensgefühl einer Generation, die Verwandlungen erlebte wie kaum eine zuvor und die sich gerade erst entdeckt hat.“ Auch Reinhard Mohrs „Jana Hensel hat den Kindern der Zone, der ersten gesamtdeutschen Generation, schon jetzt ein kleines Denkmal gesetzt“ wurde als werbender Text aufgenommen. Es gibt also, bevor der Leser angefangen hat, das erste Kapitel zu lesen, mehrere Signale die ihn auf eine Autobiographie einer Generation vorbereiten.

⁷³⁸ Hensel, S. 11.

Heute sind diese letzten Tage *unserer* Kindheit, von denen ich damals natürlich noch nicht wusste, dass sie die letzten sein würden, für *uns* wie Türen in eine andere Zeit, die den Geruch eines Märchens hat und für die *wir* die richtigen Worte nicht mehr finden. Eine Zeit, die sehr lange vergangen scheint, in der die Uhren anders gingen, der Winter anders roch und die Schleifen im Haar anders gebunden wurden. Es fällt *uns* nicht leicht, *uns* an diese Märchenzeit zu erinnern, denn lange wollten *wir* sie vergessen, wünschten *uns* nichts sehnlicher, als dass sie so schnell wie möglich verschwinden würde.⁷³⁹

Ihre Generation habe die Kindheit in der DDR vergessen, behauptet Hensel und formuliert das Ziel ihrer eigenen, persönlichen „Suche nach verlorenen Erinnerungen“.⁷⁴⁰

Hensel gibt die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hat, dem Leser bekannt: verlorene Erinnerungen wieder zu finden. Das Problematische wird dabei sofort sichtbar: „*Ich* möchte wissen, wo *wir* herkommen“.⁷⁴¹ Bezeichnenderweise formuliert Hensel nicht: „*Ich* möchte wissen, wo ich herkomme.“ Dies ist eine Schlüsselpassage im Buch, weil Hensel hier stellvertretend das Wort für die Generation der „Zonenkinder“ ergreift, sich als Sprecherin der von ihr konstruierten „Zonenkinder“ aufwirft. Ab dieser Seite weiß der Leser, oder könnte er wissen, dass er es nicht mit einer gewöhnlichen Autobiographie zu tun hat, sondern mit einer Autobiographie, die das Konstrukt einer Generation behauptet. Die Stelle lässt sich denn auch mit Lejeune als das Anbieten eines Paktes deuten. Die oben zitierte Textstelle lässt sich als das Anbieten eines Paktes verstehen: das Ich spricht im Namen einer Generation, hat den Anspruch, die eigenen Erfahrungen als stellvertretend für ein Kollektiv zu präsentieren.

Wie beschreibt Hensel nun die Identität und Sozialisation der „Zonenkinder“? Und in welchem Stil hat sie ihre Erinnerungen festgelegt? Als wichtigste Merkmale werden die brüchige Biographie, die erst spät einsetzende Erinnerung an die eigene Jugend in einem anderen Staat, die »verdrängte« Erinnerung und die Anpassung an den Westen sichtbar. Hensel beschreibt allerdings auch die Schwierigkeiten, die „Zonenkinder“

⁷³⁹ Ebd., S. 14. Hervorh. J.S.

⁷⁴⁰ Ebd.: „Heute, mehr als zehn Jahre später und nach unserem zweiten halben Leben, ist unser erstes lange her, und wir erinnern uns, selbst wenn wir uns anstrengen, nur noch an wenig. Ganz so, wie unser ganzes Land es sich gewünscht hat, ist nichts übrig geblieben von unserer Kindheit, und auf einmal, wo wir erwachsen sind uns es beinahe zu spät scheint, bemerke ich all die verlorenen Erinnerungen. Mich ängstigt, den Boden unter den Füßen nicht zu kennen, selten nach hinten und stets nur nach vorn geschaut zu haben. Ich möchte wieder wissen, wo wir herkommen, und so werde ich mich auf die Suche nach den verlorenen Erinnerungen und unerkannten Erfahrungen machen, auch wenn ich fürchte, den Weg zurück nicht mehr zu finden.“

⁷⁴¹ Ähnliche Formulierungen finden sich im ganzen Buch. Vgl. auch „*Ich* hörte nicht auf, nach den Leinwandbildern *unserer* Kindheit zu suchen, die so plötzlich verschwunden waren. *Ich* wollte wissen, was *wir* damals mit eigenen Augen gesehen hatten.“ (S. 33). Anders als Illies, der einen Satz mit „*ich*“, den nächsten mit „*wir*“ formuliert, wechselt Hensel wiederholt in einem Satz vom Ich zum Wir über.

haben, wenn sie versuchen, ihre eigene Identität anderen zu vermitteln. So beschreibt Hensel ein Gespräch, das sie sechs Jahre nach dem Mauerfall im Urlaub mit französischen, italienischen, österreichischen und spanischen Freunden führte. Es gelang ihr damals nicht, ihre Erinnerungen für andere verständlich zu machen. Sie fühlte sich ausgeschlossen vom „schönen, warmen Wir-Gefühl“, das sich unter ihren westlichen Altersgenossen bei einem vergleichenden Gespräch über Lieblingsfilme und Lieblingsbücher breit machte. Sie konnte nicht mitreden, weil keine(r) die Jugendhelden und Zeichentrickfiguren aus ihrer DDR-Jugend kannte.⁷⁴²

Eine ironische Pointe in der Aufnahme des Buches liegt nun darin, dass dieses vereinheitlichende und zugleich ausschließende „Wir-Gefühl“, das Hensel anhand dieser Erinnerung an ein Zusammentreffen mit westlichen Jugendlichen beschreibt, später der Autobiographin selbst vorgehalten wurde. Den Vorwurf, auf ein „schönes, warmes Wir-Gefühl“ zurückzugreifen, musste sich auch Hensel gefallen lassen.⁷⁴³

Die Herausbildung einer eigenen Identität wird dadurch erschwert, dass die Räume, in denen Hensel ihre Kindheit erlebte, verschwunden sind. Die Erinnerung an die eigene Jugend wird quasi architektonisch ausgelöscht: die Spielplätze ihrer Kindheit verschwinden plötzlich, Straßen bekommen ein neues Gesicht, die alte Schule wird abgerissen. Über die Erinnerung an diese verschwundenen Räume konstatiert Hensel eine allgemeine Vergessenheit in Bezug auf die Kindheit der „Zonenkinder“ – und wechselt auf das verallgemeinernde Wir über. In zehn Jahren sei

aus unserer Kindheit ein Museum geworden, das keinen Namen und keine Adresse hat und das zu eröffnen kaum noch jemand interessiert.⁷⁴⁴

Undeutlich bleibt allerdings, wer nicht interessiert, bzw. für das Desinteresse verantwortlich ist. Sind es die westdeutschen Touristen, die, obwohl sie Ostdeutschland besuchen, kaum Interesse an der Vergangenheit der neuen Länder

⁷⁴² „Ich wollte meine Geschichten genauso einfach erzählen wie die Italiener, Franzosen oder Österreicher, ohne Erklärungen zu suchen und meine Erinnerungen in Worte übersetzen zu müssen, in denen ich sie nicht erlebt hatte und die sie mit jedem Versuch ein Stück mehr zerschlugen. Ich verstummte, und um ihre Party und ihr schönes warmes Wir-Gefühl nicht länger zu stören, hielt ich den Mund. Ich überlegte, was ich stattdessen mit meiner Kindheit anfangen könnte, in welches Regal ich sie stellen oder in welchen Ordner ich sie heften könnte. Wie ein Sommerkleid war sie anscheinend aus der Mode geraten und taugte nicht einmal mehr für ein Partygespräch.“ Hensel, S. 26.

⁷⁴³ Vgl. dazu vor allem die Besprechungen von Holtz (4.3.2) und Hatzius (4.3.5).

⁷⁴⁴ Hensel, S. 20.

zeigen?⁷⁴⁵ Sind es die Politiker, die Städte renovieren und das alte Straßenbild verschwinden lassen? Sind es die „Zonenkinder“ selbst, die ihre eigene DDR-Kindheit nach dem Mauerfall zunächst so schnell wie möglich vergessen wollten? Oder alle? Der nostalgisch wirkende Text gibt keine eindeutige Antwort. Dies erklärt die Reaktion von Melanie Holtz und anderen Kritikern, die den „klagenden Unterton“ in *Zonenkinder* kritisierten und sich fragten, was Hensel mit ihrem Rückblick nun eigentlich bezwecke.

Hinter einer aus ihrer Sicht eindimensionalen Erinnerung und Authentizität droht nach Hensels Ansicht nicht nur die eigene Kindheit, sondern die Erinnerung an die DDR insgesamt zu verschwinden. Hensel schreibt, dass sie sich selbst letztendlich wie ein Tourist im eigenen Leben bewegt habe. Dies dauerte bis zu dem Punkt an, als sie es hasste, „meine Biographie auf jene Hand voll Anekdoten zu reduzieren, die meine westlichen Besucher hören wollten“.⁷⁴⁶ Eine nächste Phase in ihrem Leben beschreibt Hensel aber nicht mit einer positiven Rückwendung zur eigenen Kindheit, sondern mit einem weiteren Schritt der Distanzierung. Sie war schon der Ansicht, dass der Osten irgendwie „bunter“ als der Westen sei, verlässt ihre Heimat aber, weil sie ihr keine weiteren Chancen bieten kann und zieht nach Ostberlin (Westberlin kommt nicht in Frage⁷⁴⁷). In dieser Phase, Mitte der neunziger Jahre, sind es die in Ostberlin lebenden Studenten aus den neuen Bundesländern, deren Mentalität Hensel als typisch für die „Zonenkinder“ auffasst. Sie haben Schwierigkeiten mit der Erinnerung an ihre eigene Kindheit. Sie fühlen sich in Berlin fremd, vor allem in der Konfrontation mit Studenten aus Hannover, Nürnberg oder Wiesbaden und bleiben meist unter sich. In einer nächsten Phase versuchen die „Zonenkinder“ aber, die Wessis zu überbieten: „Als müssten wir allen beweisen, dass wir uns von der Ostwelt (...) verabschiedet hatten, dass wir stilvoller zu leben wussten“.⁷⁴⁸ Sie versuchen, sich in der „neuen Zeit“ (ebd.) zu Recht zu finden, indem sie die Studenten aus dem Westen imitieren. Doch der Weg „zu den feinen Unterschieden der westlichen

⁷⁴⁵ Während (weil?) Touristen aus Westdeutschland Leipzig besuchen, sieht Hensel, wie „ihr“ Leipzig verschwindet: „Schon auf den ersten Ausflügen mit Gästen aus dem Westen, die die berühmte Mädler-Passage sehen wollten, noch einmal die Pleitestory des Baulöwen Schneider zu hören verlangten und sich vorstellten, in der vitalsten Kneipenszene des Ostens wilde Nächte zu erleben, verabschiedete sich die Stadt meiner Kindheit von mir“. Ebd., S. 31.

⁷⁴⁶ Ebd., S. 33.

⁷⁴⁷ „Auch wenn Kreuzberg mich irgendwie anzog und der Savignyplatz, schick und edel, lockte, wäre ich da nie hingezogen. Keiner meiner ostdeutschen Freunde lebte dort. Das war ungeschriebenes Gesetz, für dessen Überschreitung ich mich wie für die Wahl einer falschen Zigarettenmarke hätte rechtfertigen müssen“ (S. 42).

⁷⁴⁸ Ebd., S. 54.

Warenwelt“ erweist sich als „lang und steinig“. Ausführlich beschreibt Hensel die Schwierigkeiten, die ihr in ihrer Studentenzzeit bei ihren Versuchen plagten, sich genauso schick und modisch wie ihre Kommilitoninnen, die im Westen geboren wurden, zu kleiden. Sie fühlt sich von den westdeutschen Studenten diskriminiert, was ihre Neigung, fast noch westlicher als die Westler zu sein, nur noch verstärkt.⁷⁴⁹ Die „Zonenkinder“ wurden durch diesen weitgehenden Konformismus, so Hensel, „anpassungsfähig und ein wenig geschichtslos“, auch äußerlich wollten sie ihre Herkunft aus dem Osten auslöschen, ihre „Wurzeln so schnell wie möglich (...) vergessen“⁷⁵⁰. Eine Karriere nach westlichem Vorbild ist angesagt. Sie wollen „Geld verdienen und allen zeigen, dass wir die Spielregeln des Westens gelernt haben und damit umgehen“. Es folgen ausführliche Beschreibungen von westlicher Mode, westlichen Trends, der »richtigen Weste« *à la* Illies durchaus vergleichbar. Resignativ wenden sich die „Zonenkinder“, auch hierin der Generation Golf ähnlich, vom politischen Engagement ab:

Die Bilder von Milosevics Straflagern haben wir uns später kommentarlos im Fernsehen angesehen. Den Kampf hatten wir längst eingestellt. Der eine oder andere wird sich im ARD-Brennpunkt noch die Nummer eines Spendenkonto aufgeschrieben oder eine Plastetüte in die Kleiderspende vorm Supermarkt geworfen haben, aber verantwortlich fühlten wir uns hierfür nicht mehr. (...) Selbst am 1. Mai konnten wir ausschlafen.⁷⁵¹

⁷⁴⁹ Ebd., S. 73: „Wir waren die Söhne und Töchter der Verlierer, von den Gewinnern als Proletarier bespöttelt, mit dem Geruch von Totalitarismus und Arbeitsscheu behaftet. Wir hatten nicht vor, das länger zu bleiben.“ Die „Zonenkinder“ hätten „in den Anfangsjahren jede freie Minute genutzt, um den Westen zu beobachten, zu erkennen und zu verstehen. Wir wollten ihn täuschend echt imitieren.“ Ebd., S. 61.

⁷⁵⁰ Ebd., S. 72.

⁷⁵¹ Ebd., S. 98ff.

Obiges Zitat hätte ebenso gut aus *Generation Golf* stammen können.⁷⁵² Ein feiner Unterschied, der auch in der Aufnahme der beiden Texte sichtbar wird, ist dass die Ironie und der Sarkasmus bei Illies von Anfang an da sind. Während Illies sein Konstrukt mit ironischem Gestus präsentiert, wird der Rückblick bei Hensel über weite Strecken in einem überwiegend sentimentalischen Stil („Geruch“, „Märchen“, „Kindheit“, die „Schleifen im Haar“) beschrieben. Der Bruch mit der eigenen Vergangenheit folgt bei Hensel ziemlich abrupt. Manche Leser hätten gewiss mehr über den allmählichen Prozess erfahren, in dem die alten Vorstellungen von dem konsumorientierten, narzisstischen Individualismus, die die „Zonenkinder“ nach der Wende vom Westen übernahmen, abgelöst wurden.

4.4.3. Eine Jugend als Außenseiterin: Claudia Rusch

Wie gelang es Claudia Rusch ihre Identität und Sozialisation so glaubwürdig zu präsentieren, dass sie für ihre Autobiographie nahezu ausnahmslos gelobt wurde? Weshalb fanden viele Kritiker das DDR-Bild so überzeugend? Weshalb kam es hier nicht zu einer massiven Kritik und fast einstimmigen Ablehnung, wie bei Jana Hensels *Zonenkinder*? Weicht Ruschs Autobiographie tatsächlich so stark von diesem Text ab, wie es die Kritik vermuten lässt?

In *Meine freie deutsche Jugend* lesen sich die beschriebenen Erfahrungen als persönliche Erfahrungen der Autorin. Rückblickend erzählt Rusch über ihre Erinnerungen an den sozialistischen Staat und die Zeit kurz nach dem Mauerfall. Ihre

⁷⁵² Vgl. auch Illies: „Die Suche nach dem Ziel hat sich erledigt“ (S. 189). Hensel: „Die Suche nach einer Strategie für die Schule und für zu Hause hielten wir nicht mehr für notwendig“ (S. 98). Illies: „Franziska schleppte mich mit zur Kölner Demonstration gegen den Golfkrieg (...) es wirkte wie früher, wenn man stolz war, den Pulli des älteren Bruders anziehen zu dürfen. (...) Ich selbst wollte eigentlich lieber mit Franziska am Rhein entlanggehen (S. 163ff.). Hensel: „Als die Amerikaner 1991 den Irak angriffen, sind wir deshalb noch ein oder zwei Mal mit der Kerze durch die Straßen gezogen, haben den anderen ein bisschen zugesehen, wie sie *Give Peace a Chance* sangen, hielten das streng genommen für eine ziemliche Übertreibung“. Illies: „Wir waren (...) viel zu sehr mit der Wahl der richtigen Jeans beschäftigt“ (S. 28)). Hensel: „Aber Engagieren und Politik waren verdächtig. In der Zeit verdienten wir lieber Geld“. (S. 98). Illies: „Der Asta war eine Beschäftigungstherapie für wackere Indologie-Studenten im fünfzigsten Semester“ (S. 177). Hensel: „Eigentlich hatten sie bloß keinen Job abbekommen und einfach zu viel Zeit, also stritten sie sich in Gremien, Komitees und Studentenräten“ (S. 98). Illies: „Wir hörten immer neue Horrormeldungen und beschlossen deshalb irgendwann, uns nicht mehr dafür zu interessieren. Der Castor-Transport wird schon seine Richtigkeit haben und Atomkraftwerke auch – vor allem auch, weil Jürgen Trittin so vehement dagegen ist“ (S. 169). „Hensel: „Mineralwasser (...) kaufen wir in Einwegflaschen, Pfandflaschen wiederum werfen wir in Flaschencontainer, und Fernsehberichte von Castor-Demonstranten gehen uns auf die Nerven. Von jugendlichen Tierschützern oder Kernkraftgegnern lassen wir uns auf der Straße nicht ansprechen (...)“ (S. 107).

Identität und Sozialisation stehen dabei im Vordergrund. Sie selbst bildet in den beschriebenen Erfahrungen und Erinnerungen sowohl die Hauptfigur als die Erzählerin. Es liegt in *Meine freie deutsche Jugend* also eine dreifache Identität zwischen Autorin, Erzählerin und Hauptfigur vor. Dies rechtfertigt es meiner Meinung nach, das Buch als Autobiographie zu betrachten, auch wenn Rusch in einigen Punkten von den herkömmlichen Gattungsvorstellungen abweicht. Auffällig ist vor allem die Struktur des Textes: Rusch schildert ihren Entwicklungsweg nicht kontinuierlich in einer abgerundeten Geschichte. Das Buch besteht aus fünfundzwanzig kurzen Erzählungen, die man als Anekdoten bezeichnen kann. Es sind kurze Beschreibungen von merkwürdigen Begebenheiten, die meist in der Überschrift auf den Punkt gebracht werden, wie „Die Stasi hinter der Küchenspüle“, „Honeckers kandierter Apfel“, oder „Ein Zimmer voller Raider“. Sie sind in prägnanter und knapper Form (vier bis neun Seiten) verfasst und enden meist mit einer - für die Anekdote typischen - Pointe, die auf die erinnerte Erfahrung Bezug nimmt, manchmal mit Ironie, manchmal mit Trauer, manchmal mit Wut. Jede einzelne Anekdote, von der „Schwedenfähre“ über die „Stasi hinter der Küchenspüle“ bis zur „Stadtplanflucht“, bildet eine kurze und abgerundete Erzählung, die eine persönliche Erfahrung zum Gegenstand hat und auch für sich stehen könnte. Dies ist zugleich der Grund, weshalb bestimmte Figuren mehrmals erwähnt oder nur kurz vorgestellt werden, ohne dass Wiederholungen gestrichen sind. Für ein Buch aber hat dies den Nachteil, dass der Leser dieser kurzen Erklärungen nicht mehr bedarf, die Wiederholungen wirken eher störend. Er möchte nach einiger Zeit die Nebenfiguren (Mutter, Vater, Jugendfreundin, ehemaligen Freund) besser kennen lernen, als für ihre Rolle in einer einzigen Erzählung strikt notwendig wäre.⁷⁵³ Nur die Hauptfigur, Rusch selbst, gewinnt ein deutliches Profil.

In den Augen der Kritiker hob sich Ruschs Autobiographie erfreulich von Hensels *Zonenkinder* ab. Man kann sich aber fragen, ob Ruschs „Anekdoten“ sich tatsächlich so stark von Hensels Beschreibungen unterscheiden. Auch in *Zonenkinder* dominiert die Aneinanderreihung von vereinzelt Erinnerungen und fehlt eine einheitliche Perspektive. Zwar fehlen bei Rusch die Verallgemeinerungen, die die persönlichen Erfahrungen zu einem Generationsbild stilisieren, aber was Aufbau und Struktur des Textes betrifft, stimmen beide Texte überein. Ein Unterschied besteht aber darin, dass

⁷⁵³ Vgl. die Kritik in der Rezension von Gerrit Bartels, 4.3.3.

die Kapitel aus *Meine freie deutsche Jugend* für sich „gelingen“ sind, d.h. auch als Kurzgeschichte oder Anekdote hätten erscheinen können. Dagegen wirken die Kapitelübergänge bei Hensel oft abrupt und willkürlich, auch wenn sie den Eindruck wecken, sich auf bestimmte Themenbereiche zu beschränken.⁷⁵⁴ Hensels *Zonenkinder* ist deutlich essayistischer angelegt. Es ist auffällig, dass Vorwürfe, die uns aus der Rezeption von *Zonenkinder* bekannt sind, kaum gegen *Meine freie deutsche Jugend* erhoben wurden. Was die fragmentarische Struktur angeht, liegen beide Texte näher beieinander, als die einfache Gegenüberstellung in der Kritik vermuten lässt. Es ist denn auch vor allem das kritische Bild der DDR, das bei *Meine freie deutsche Jugend* die positive Aufnahme vorantrieb.⁷⁵⁵

4.5 Das Gesellschaftsbild

4.5.1 Die Kritik an der Bundesrepublik in *Generation Golf*

Es durfte nach dem Vorangehenden nur noch wenig überraschend sein, dass die Kritik an der Bundesrepublik in *Generation Golf* sich vor allem auf die 68-er und ihr emanzipatorisches Erbe bezieht. Illies kritisiert die ökologische Bewegung⁷⁵⁶, Feminismus⁷⁵⁷, Pazifismus⁷⁵⁸ und Sozialismus⁷⁵⁹. Den *Spiegel* betrachtet als „ganz irritiertes Zentralorgan der 68er“⁷⁶⁰, Schüleraustausche zwischen Deutschland und Frankreich bezeichnet er als „unselige Verbindung aus Günter-Grass-Sozialdemokratie und United-Colors-of-Benetton-Völkerfreundschaft“⁷⁶¹. Vor allem die Erinnerungen an die eigene Schul- und Studentenzeit geben Illies Anlass, seine kritische Haltung gegenüber der Linke zu reflektieren. Auch hier präsentiert Illies seine Beobachtungen und (fiktionalisierte) Erfahrungen als stellvertretend für seine Generation. Dies fängt mit der Schülervvertretung an, die Illies

⁷⁵⁴ Vgl. die Auflistung auf der Inhaltsseite von *Zonenkinder*: „Über den guten Geschmack“, „Über unsere Eltern“, „Über unsere Erziehung“, „Über Liebe und Freundschaft“, „Über Körperkultur und Sport“.

⁷⁵⁵ Auf das DDR-Bild in *Meine freie deutsche Jugend* gehe ich unter 4.5.4 ein.

⁷⁵⁶ Illies, S. 58.

⁷⁵⁷ Ebd., S. 171: „Gottlob haben wir den Feminismus überwunden.“

⁷⁵⁸ Ebd., S. 14 u. S. 164.

⁷⁵⁹ Vgl. S. 177 „Relativ schnell begriff ich, dass es sich bei dem SDAJ (Sozialistische Deutsche Arbeiterjugend – J.S.) um eine Jugendgruppe der 68er handelte, die irrtümlich in die falsche Zeit geraten war.“

⁷⁶⁰ Ebd., S. 155.

⁷⁶¹ Ebd., S. 34 („...schön waren die französischen Austauschschülerinnen auch nur in den Träumen deutscher Filmemacher“).

als „eine alberne Einrichtung der siebziger Jahre“⁷⁶² betrachtet. „Schon beim Eintreten“ habe er die Kandidaten der Schülervvertretung „an den Greenpeace-Stickern und hennarotgefärbtem Haar“ erkannt.⁷⁶³ Dies ändert sich auch an der Universität nicht: „Der Asta war eine Beschäftigungstherapie für wackere Indologie-Studenten im fünfzigsten Semester“.⁷⁶⁴ Die Folge ist, dass linke Jugendliche von Illies als nicht zugehörig zur „Generation Golf“ betrachtet werden, auch wenn sie in den späten sechziger oder in den siebziger Jahren geboren wurden. Der Golfer erscheint als Gegenkonstrukt zum 68-er.⁷⁶⁵ Illies erinnert sich vor allem an einen besonders linken, intoleranten Gemeinschaftskundelehrer, den er als typisch für die 68-er Generation auffasst. Durch die Abneigung von der Dogmatik und Starrheit solcher Figuren sei man „langsam, aber sicher konservativ geworden“. Am Ende habe man sogar erwogen, seine eigenen Kinder später „auf katholische Mädchen- und Jungenschulen zu schicken“, schreibt Illies ironisch.⁷⁶⁶ Die „schönen Ideen der sozialdemokratischen Hochschulpolitik“, die der Generation Golf an sich hätte ausprobieren lassen müssen, hätten den „Wirklichkeitstest“ nicht bestanden.⁷⁶⁷ Die Distanz zu den 68-ern, die Illies vor allem im Unterricht als Lehrer kennen lernt, wird nicht nur politisch, sondern auch ästhetisch begründet. Die 68-er, spottet Illies, seien eine Generation, „die erst mühsam lernen mußte, was es ist, gut gekleidet zu sein, und die sich erst jahrelang abstrampelte in unschönen Protestklamotten“. Auch in Stilfragen habe sie bewiesen, eine „Gruppe der Schwererziehbaren von ihren ideologischen Fesseln“ zu sein.⁷⁶⁸ Auch kritisiert Illies eine Doppelmoral. Nach ihrem Marsch durch die Institutionen lassen sich die 68-er ihre „Latzhosen-Moral“ vom Staat zahlen und merken, „daß der fair gehandelte Kaffee aus dem Dritte-Welt-Laden besonders gut schmeckt, wenn man ihn in einer 879 Mark teuren Eschenholzmühle gemahlten hat.“⁷⁶⁹ Später – in den neunziger Jahren – wirkt es auf Illies „befreiend“,

⁷⁶² Ebd., S. 78, (...) die SV als solche war eine alberne Einrichtung der siebziger Jahre, wir sahen eigentlich keinen rechten Sinn mehr darin“. Vgl.: „Es muß für die älteren Semester grauenvoll gewesen sein mitanzusehen, wie sich eine jüngere Generation der Hörsäle bemächtigt und keinen Sinn mehr darin sah, mit den Professoren über Fragen der Unterdrückung zu reden.“

⁷⁶³ Ebd., S. 78ff.

⁷⁶⁴ Ebd.

⁷⁶⁵ Die Popularität des einst radikalen Alt-68-ers Joschka Fischer auch unter Angehörigen der „Generation Golf“ erklärt Illies folgendermaßen: Der einst radikale Linke habe zum Lieblingspolitiker der „Generation Golf“ aufsteigen können, weil er sich mit dem Jogging zugleich die „alte 68er-Seele“ mit aus dem Leib gejoggt habe: „Der Mann hat die Lektion verstanden.“ Vgl. Illies, S. 93.

⁷⁶⁶ Ebd., S. 79.

⁷⁶⁷ Ebd., S. 88.

⁷⁶⁸ Ebd., S. 149.

⁷⁶⁹ Ebd.

dass er „endlich den gesamten Bestand an Werten und Worten der 68er-Generation, den man immer als albern empfand, auch öffentlich albern nennen konnte“.⁷⁷⁰

Pauschale Urteile und Abgrenzungen prägen in Illies' Darstellung das Verhältnis zu der „Vorgängergeneration“:

Die Vorgängergeneration hat, wenn ich mich recht erinnere, den lieben langen Tag lang demonstriert. Wahrscheinlich fanden wir es deshalb von Anfang an doof.⁷⁷¹

An dieser Stelle möchte ich noch kurz Illies' Kritik an den Lebensgewohnheiten seiner Generationengenossen skizzieren, die in *Generation Golf* auch vorhanden ist, aber von der Rezeption größtenteils übersehen wurde. Denn auch wenn Illies den Werten und dem Lebensgefühl seiner Generationengenossen überwiegend positiv gegenübersteht, so weist er auch auf einige weniger positiven Seiten, die mit der Mentalität der „Generation Golf“ verbunden sind. „Die Suche nach dem Ziel hat sich erledigt“, hat Illies bezeichnenderweise dem Kapitel überschrieben, in dem es, so der Untertitel, um „Glaube, Liebe, Hoffnung“ geht: Die drei christlichen Kardinaltugenden. Und tatsächlich macht Illies in diesem Kapitel deutlich, dass die „Golfer“ zu diesen Tugenden kaum mehr imstande sind. Die „Generation Golf“ ist, so Illies, völlig auf das „Überleben in der Ellbogengesellschaft“⁷⁷² gerichtet. Hinter der scheinbaren Zufriedenheit des »mir geht es gut« kämpft die junge Generation mit großen Problemen: Stress, Anspannung, Bindungsangst.⁷⁷³

Weil ihr die Bindung an gesellschaftliche Formen und Grenzen fehlt, kann sie nicht auf Vorstellungen zurückfallen, die ihr bei der Orientierung hilfreich sein können.

Hans Peter Bartels hat dieses Dilemma, das aus der ungekannten Freiheit der „Generation Golf“ hervorgeht, in seiner Rezension angesprochen: Einerseits sei die „Generation Golf“ frei, zu bestimmen, wie sie leben möchte, andererseits sehe sie sich wie keine Generation vor ihr mit einem dadurch entstandenen Verlust an Verantwortung konfrontiert.⁷⁷⁴ Die „Generation Golf“ wird, so Illies, die Generation

⁷⁷⁰ Ebd., S. 155.

⁷⁷¹ Ebd., S. 163.

⁷⁷² Ebd., S. 190.

⁷⁷³ Ebd., S. 194ff.: „Da wir aber als selbstverliebte Menschen vor nichts solche Angst haben wie vor dem Gefühl, enttäuscht zu werden, haben wir immer eine Reißleine im Kopf und begeben uns in eine Beziehung nur so weit hinein, daß wir auch wieder hinauskommen.“

⁷⁷⁴ Vgl. 4.3.1.

sein, „die den Therapeuten auch in Deutschland zu so einem wichtigen Berufsstand macht, wie er es in Amerika bereits ist.“⁷⁷⁵

Illies kritisiert die „unerklärliche Liebe für nichtssagende Produkte“, den Markenfetischismus seiner Generationsgenossen:

Hätte es damals schon Analytiker des Zeitgeistes gegeben, sie hätten dank unserer unerklärlichen Liebe zu nichtssagenden Stickern, die für Massenprodukte warben, die ganze Entwicklungsgeschichte der Generation Golf prophezeien können: also die frühe Liebe zum Oberflächlichen, der Markenfetischismus, die völlige Distanzlosigkeit zur Scheinwelt der Werbung.⁷⁷⁶

Später heißt es, man habe sich eben „zu sehr mit der Wahl der richtigen Jeans“ beschäftigt.

Die künstliche Verbindung mit der Lebenswelt durch Werbung und Kommerzialisierung wird von Illies am Ende seines Buches deutlich kritisiert. In ironischer Nostalgie denkt Illies an die Zeit zurück, in der man „den Herbstbeginn noch nicht daran bemerkte, daß es wieder Mon Cherie gab, sondern daran, daß man mit Kastanien und Streichhölzern kleine Männchen baute.“⁷⁷⁷ Am Ende seiner Erinnerungen angekommen, stellt Illies auch die apolitische Haltung seiner Generation zur Diskussion. Das „Problem“ der Generation Golf sei, „daß sie sich (...) mehr Gedanken macht über die Anzüge der Politiker als über deren Taten, politisch also völlig indifferent ist.“ Die Toleranz seiner Generation grenze oft an Ignoranz.⁷⁷⁸ Das kritische Potential, das *Generation Golf* entfaltet, bleibt beschränkt. Wenn Illies in *Generation Golf*, wie in zahlreichen Interviews, behauptet, die Ästhetik setze die »Werte« seiner Generation, oder sei für deren Lebenseinstellung bestimmend, so ist es die Frage, ob nicht auch diese Ästhetik weitgehend einem marktwirtschaftlich orientierten Denken untergeordnet ist, dessen Einfluss das Handeln der Angehörigen seiner Generation bestimmt. Bringen diese Werte nicht ein „stählernes Gehäuse“ (Max Weber) hervor, das dem Einzelnen seiner Initiative und der Gesellschaft anderer Sinngebungen beraubt? Ist der Individualismus in der von Illies geschilderten

⁷⁷⁵ Illies, S. 185.

⁷⁷⁶ Ebd., S. 28ff.

⁷⁷⁷ Ebd., S. 38.

⁷⁷⁸ Die Toleranz der Generation Golf kommt eher einer passiven Duldung als einem Akzeptieren des Anders-Sein des Anderen gleich. Vgl. Illies, S. 193: „Die Toleranz unserer Generation grenzt deshalb oft an Ignoranz. Man akzeptiert etwas nicht, weil man noch die Sprüche von Rosa Luxemburg kennt, wonach Freiheit immer auch die Freiheit des Andersdenkenden ist. Man hat vielmehr so viel mit sich selbst zu tun, daß man keine Energie darauf verschwenden möchte, sich über den Lebenswandel anderer Leute zu empören.“

Gesellschaft vielleicht nur ein trügerischer? Zu solchen kritischen Fragen dringt Illies nicht vor. Er beschränkt sich - bewusst - auf die Oberfläche. Apologetisch heißt es aber auch, dies sei nicht das Problem der „Generation Golf“ selbst, „sondern das Problem, das andere mit der Generation Golf haben.“⁷⁷⁹ Mit allem unzufrieden, aber mit der eigenen Generation am wenigsten – so lässt sich Illies’ Bilanz resümieren.

4.5.2 Zwischenüberlegung

Auf den ersten Blick unterscheidet sich das Identitätsverständnis bei Illies maßgeblich von der Dekonstruktion einer eigenen Identität in der Autobiographie Thomas Bernhards⁷⁸⁰ und der Reflexion auf Erinnerungsprozesse und die dadurch markierte kritische Distanz zum eigenen Ich in Christa Wolfs *Kindheitsmuster*, das gleichfalls Grundzüge einer postmodernen Ästhetik aufweist.⁷⁸¹

Die Identität der Generation Golf erscheint in Illies’ Darstellung auf den ersten Blick festumrissen. Es war sogar möglich, diese Identität anhand von wenigen – zugegeben: modischen – Schlagwörtern auf den Punkt zu bringen.⁷⁸² Auch wenn Illies am Schluss manches am Lebensgefühl seiner Generation zum Problem wird, so ist damit noch keineswegs ein postmodernes Identitätsverständnis erreicht. Denn mit einer Problematisierung vorheriger Aussagen, die diese zwar relativieren, aber nicht quer durchkreuzen oder grundsätzlich in Frage stellen, sind wir noch keineswegs bei einem postmodernen Identitätsverständnis angelangt. Dass die „Generation Golf“ eine Identität hat, die bestimmt und festgelegt werden kann, ist zumindest *vom Gestus her* über alle Zweifel erhaben. Und in diesem Gestus liegt m.E. auch das Postmoderne dieser Autobiographie. Spielerisch und in ironischer Abgrenzung gegenüber den 68-ern behauptet Illies die Lebensgepflogenheiten seiner Generation. Dass es sich bei der „Generation Golf“ um ein *Konstrukt* handelt, wird vom Erzähler nicht explizit betont. Auffällig sind allerdings die Übertreibungen, Verkürzungen und Auslassungen in der Darstellung. Die Identität der „Generation Golf“ kann nur mühsam durch für viele Kritiker wenig überzeugende, pauschale Urteile konstruiert werden. Die ironisch-sarkastischen Kommentare über die 68-er braucht der Erzähler vor allem, um deutlich zu machen, wofür die „Generation Golf“ *nicht* steht. Durch das Absetzen von

⁷⁷⁹ Ebd., S. 121.

⁷⁸⁰ Vgl. v.a. 2.6.1.

⁷⁸¹ Vgl. v.a. 3.5.2.

⁷⁸² Vgl. 4.4.1.

der Vorgängergeneration stiftet Illies eine Identität. Auch wenn die Angehörigen der „Generation Golf“ Mühe hätten mit ihrer Gemeinsamkeit, so können sie sich doch darauf verständigen, keine Angehörigen der 68-er Generation zu sein.

So macht auch Illies' *Generation Golf* den Konstruktionscharakter autobiographischen Schreibens deutlich. Der spielerische Gestus, mit dem Illies sich als Vertreter und Sprachrohr der von ihm konstruierten „Generation Golf“ aufwirft, erinnert an die Inszenierungen, die für viele postmoderne Autoren kennzeichnend sind. Auch vernachlässigt Illies den Unterschied zwischen E- und U-Kultur, bzw. nimmt diesen Unterschied gar nicht mehr wahr.

Durch das in *Generation Golf* präsentierte Bild der heutigen Gesellschaft schreibt sich Illies in die Thematik der Postmoderne ein. Illies beschreibt seine Zeit als eine Ära der Indifferenz, als eine Zeit der austauschbaren Werte und Ansichten. Es gibt keine christliche, sozialistische oder konservative Wertsetzung mehr, die unumstritten und verallgemeinerungsfähig wäre. Illies verkündet für sich und seine Generation eine Skepsis gegen Metaerzählungen, die sich durchaus mit Lyotards „l'incrédulité à l'égard des métareécits“ vergleichen lässt.⁷⁸³ Jeder Anspruch auf Allgemeingültigkeit wird radikal in Frage gestellt – im Gegensatz zum eigenen Versuch, eine ganze Generation zu rekonstruieren.

Generation Golf betont, dass die Kommerzialisierung der Gesellschaft immer neue Bereiche erfasst und die Ausrichtung auf kulturelle Werte schwächer wird. Fast sieht es so aus, als ob Illies diese Entwicklung vorbehaltlos bejaht. Revolutionäre Gesinnung und Engagement lässt er als Anachronismus erscheinen. Zweifel an der Vorherrschaft des Marktes kommen aber auch hier im ironischen Ton zum Ausdruck.

4.5.3 „Den Geruch eines Märchens“: „Die DDR in Zonenkinder“

Die nostalgischen Beschreibungen in *Zonenkinder* erweckten bei Kritikern den Eindruck, dass die Schriftstellerin Jana Hensel sich nach ihrer eigenen Jugend in der DDR zurücksehnte. Die Begriffe „Geruch“, „Märchen“, „Märchenzeit“ wirkten auf manchen Kritiker nicht nur abgeschmackt und klischeehaft, sondern auch verstörend, da sie sich auf die Erinnerung an einen Staat bezogen, in dem das Leben ihrer Meinung nach alles andere als märchenhaft war.

⁷⁸³ Lyotard, Jean-François: *La condition postmoderne*. Paris (Minuit) 1979, S. 7.

Auffällig an der Beschreibung der Identität und Sozialisation der *Zonenkinder* ist, wie unter 4.2.2 deutlich wurde, dass sie fast ganz auf oberflächliche Phänomene beschränkt bleibt. Die Darstellung der Orientierungssuche der „Zonenkinder“ richtet sich auf die Übernahme von „Gesten, Begrüßungsfloskeln, Redewendungen, Sprüche, Frisuren, Klamotten“⁷⁸⁴, einer Suche nach einer eigenen Identität, die weitergeht als die Anpassung bzw. Verwerfung von Gesten, Modenmarken und Frisuren erfährt man kaum. In dieser Beschränkung auf die Warenästhetik weist *Zonenkinder* auffällige Übereinstimmungen mit *Generation Golf* auf. Seitenlang listet Hensel verschwundene Alltagshandlungen, Fernsehprogramme und Produkte auf. Der politisch-gesellschaftliche Hintergrund des Ganzen bleibt vage. Die nostalgische Beschreibung einer „heilen“ DDR-Kindheit wird durch die aufgenommenen Photos und Zeichnungen verstärkt. Aufgenommen sind Bilder von einem FDJ-Mädchen in Uniform, der NVA, einer Landkarte der DDR, Küchen in DDR-Neubauwohnungen, Fünf-Mark-Tretern, Milchkästen, einer Jugendweihfeier und von Sportereignissen in der DDR. Während das Bild der „Fünf-Mark-Treter“ einen nichts sagenden Text begleitet,⁷⁸⁵ bleiben Kinderzeichnungen von Soldaten in Kampfflugzeugen, Tanks, Kriegsschiffen und NVA-Soldaten im Stehschritt unkommentiert. Aufgenommen ist nur ein Begleittext in der Handschrift eines Kindes: „1. März-Tag der Volksarmee! Am 1. März feiert die Nationale Volksarmee ihren Ehrentag“. Damit machte Hensel sich und ihr Buch angreifbar. Die Zeichnung von der Volksarmee konnte den Eindruck erwecken, dass es für Hensel nach wie vor selbstverständlich war, dass Mädchen in der Grundschule freundlich lächelnde Soldaten mit Kampfstiefeln im Stehschritt zeichnen oder dass sich die junge Schriftstellerin der Provokation, die dieses Bild für manche Leser darstellen konnte, nicht bewusst war. Dies hängt aber eng mit der Erzählperspektive der Schriftstellerin zusammen. Sie berichtet in *Zonenkinder* aus einer späteren Perspektive. Es ist eben nicht eine Zehn- oder Dreizehnjährige, aus deren Perspektive wir die Kindheit sehen, sondern die junge Schriftstellerin Jana Hensel, die auf die DDR zurückblickt und über ihre Kindheit in diesem Staat berichtet. Und diese Erzählerin hat ihre Jugend als unpolitisch erlebt, weshalb sie sich vor allem auf eine Bestandaufnahme von Alltagsphänomenen konzentriert. Über ihre Jugend in der DDR berichtet Hensel im Präteritum. Lediglich

⁷⁸⁴ Pfister.

⁷⁸⁵ Hensel, S. 59: „Die Fünf-Mark-Treter hießen Fünf-Mark-Treter, weil sie keinen Namen und keine Herkunft hatten und jeder sie kannte, jeder sie trug.“

die Bemerkungen über die heutige Befindlichkeit der „Zonenkinder“ stehen im Präsens.⁷⁸⁶ Auch Illies verfasste mit *Generation Golf* eine Alltagsphänomenologie. Doch während Illies das Porträt seiner Generation durch Ironiesignale relativierte und in einem flotten, humoristischen Stil schrieb, ist der Ton in *Zonenkinder* oft anklagend. Über Positives nach der Wende erfährt der Leser von *Zonenkinder* nur wenig. Stattdessen beklagt Hensel vor allem das Desinteresse an der DDR bei Westdeutschen, ihren Antikommunismus⁷⁸⁷, ihre individuelle Lebenseinstellung, die ausgemusterten westdeutschen Schulbücher, mit denen nach 1989 einige Zeit unterrichtet wurde, sowie die Tatsache, dass DDR-Sportler früher immer siegten, während Sportler aus dem Osten Deutschlands im wiedervereinigten Deutschland nur noch zur „Integrationsfigur“ taugen würden.⁷⁸⁸ Selbstironisch und in einem flotten Stil entwarf Illies ein Bild seiner Generation. Gut gelaunt bekannte der Ich-Erzähler in *Generation Golf* sich zum Leben in Konsum. Mit Ironie wappnete er sich gegen mögliche Kritiker. Mit Lust an der Provokation kehrte er dem *political correctness* der 68-er den Rücken zu. Deswegen war Illies' Buch für viele amüsant, auch wenn der Schriftsteller sich die Analyse einfach machte. Illies gelang ein ironischer Ton, der sprachliche und soziale Klischees präzise erfasste. Ein solcher eleganter, amüsanter Stil fehlt aber bei Hensel. Die wenigen Ironiesignale in *Zonenkinder* haben nicht gewirkt.⁷⁸⁹ Stilistisch blieben solche Passagen hinter Illies' Text zurück. Die Ich-Erzählerin, die das Konstrukt der „Zonenkinder“ vorführt, wirkt eher naiv als selbstbewusst. Ihr Ton war sentimental und sie wusste wenig Originelles zu berichten. Der Erzähler in *Generation Golf* präsentiert sich verwöhnt und selbstbewusst, die Erzählerin in *Zonenkinder* erweckt den Eindruck, dass es ihr ernst ist mit ihrer Anklage. Rezensenten fanden bei ihr eine ähnliche „Oberflächenbegeisterung“, eine

⁷⁸⁶ Vgl. ebd., S. 107ff: „Wir nehmen nicht mehr bei jeder Gelegenheit die Hände aus der Tasche. Wir lassen sie einfach stecken. (...) Es hat für uns etwas Beruhigendes, dass all die Menschen, die uns früher gesagt haben, wo wir gebraucht würden und worum wir uns kümmern sollten, dass all diese Menschen nicht mehr da sind. Wir geloben nichts mehr, packen nirgends mehr an und können uns in aller Ruhe um uns selbst kümmern.“

⁷⁸⁷ Ebd., S. 28: „Es fiel ihnen nicht leicht, ihre Abscheu und ihren Hass auf den menschenunwürdigen Kommunismus zu zügeln; unverstellbar, wie man unter solchen Verhältnissen hatte überleben können. Man könnte wirklich von Glück sprechen, dass das alles nun vorbei war.“

⁷⁸⁸ Vgl. Hensel, S. 145ff.: „Während wir in den Achtzigern noch Sieger waren, kommt es mir heute so vor, als ob der Titel einer Integrationsfigur das Höchste ist, was wir im Leben überhaupt erreichen können.“ Es ist die Frage, ob diese persönliche Einschätzung stimmt. Franziska von Almsick, Michael Ballack, Sven Hannawald und Jan Ullrich sind in der Bundesrepublik richtige Sportstars und alles andere als nur „Integrationsfiguren“.

⁷⁸⁹ So schreibt Hensel, dass die Welt für die Zonenkinder nach dem Mauerfall „kleiner“ geworden sei, weil man weniger als zuvor an internationalen Solidaritätsaktionen teilnehme. Hensel, S. 99. Auch schreibt sie über die Nach-Wende-Zeit als die „neue Zeit“.

ähnliche „identifikationszwingende Innenperspektive“⁷⁹⁰, ohne dass diese aber durch einen amüsanten, treffsicheren Stil oder durch Humor begleitet wurde. Ihr Buch war zu banal, so dass ihre Klage über den Verlust der Ost-Identität als ziellos empfunden wurde und die Kritiker ärgerte.⁷⁹¹

4.5.4 Die DDR in *Meine freie deutsche Jugend*

Rusch schildert in ihrer Autobiographie rückblickend ihre Kindheitserlebnisse, berichtet über die Überwachung ihrer Familie durch die Stasi, ihre Schulzeit, ihr Verlangen nach Freiheit und manchmal auch über die Sehnsucht nach einer »gewöhnlichen« Kindheit.

In vielen Anekdoten ist es, anders als bei Hensel, das Verhältnis zum Staat, das im Mittelpunkt steht. Das DDR-Bild ist dabei durch eine Außen-Perspektive gekennzeichnet. Gleich in der ersten Anekdote „Die Schwedenfähre“ schreibt Rusch über eine ihrer frühesten Erinnerungen, als sie mit ihrer Mutter am Strand eine Fähre nach Schweden sieht. Sie konfrontiert ihr heutiges Wissen mit dem des Kindes, das sie einst war:

Ich wusste damals nicht, wie viele Menschen bei Fluchtversuchen über die Ostsee umgekommen waren, dass skandinavische Fischer über Jahre hinweg immer wieder Leichen in ihren Netzen fanden und dass mein geliebtes Meer von der DDR zur mörderischen Falle umfunktioniert wurde.⁷⁹²

Nach dem Mauerfall kann Rusch diese Grenze, die ihr „persönlicher Eiserner Vorhang“ war, überqueren und ruft die „Ohnmacht“, die das weiße Schiff früher in ihr auslöste, „das Gefühl, ausgeschlossen von der Welt, im Osten inhaftiert und vergessen zu sein“, in Erinnerung. Damit ist schon am Anfang eine ganz andere Perspektive auf die DDR gegeben als in Jana Hensels *Zonenkinder*. Ein grundlegender Unterschied zwischen Rusch und Hensel besteht darin, dass die Erzählerin in *Meine freie deutsche Jugend* ihr damaliges Nicht-Wissen mit ihrem

⁷⁹⁰ Arendt, Ingo: Alles mal noch nicht anders machen. Naivität als Ausrede. (= Rezension von *Generation Golf 2*). In: *Freitag*, 18.7.2003.

⁷⁹¹ Vgl. Bisky, der meinte, Hensels Bild von der „stimmungsgesättigten nostalgischen DDR“ mute „greisenhaft-kindlich“ an (vgl. 4.2.4) und Arendts Kritik (4.2.4).

⁷⁹² Rusch, S. 11.

heutigen politischen Bewusstsein konfrontiert.⁷⁹³ Die ersten Seiten setzen den Ton. Während der „Geruch eines Märchens“, den Hensel bei der Erinnerung an ihre DDR-Kindheit spürte, viele Leser vor den Kopf stoßen musste, wirkt das Bild von der Schwedenfähre am Anfang von Ruschs Autobiographie wie eine *captatio benevolentiae*. Gleich im ersten Text wird an das unmenschliche DDR-Grenzregime erinnert.

Rusch beschreibt, wie ihre Familie unter andauernder Beschattung lebte, weil sie zum Freundeskreis des Dissidenten Robert Havemann gehörte. Eine enge Freundin der Mutter entpuppt sich als IM „Buche“. 1992 versucht Rusch, die Geschichte ihres Großvaters zu rekonstruieren, der in den sechziger Jahren in Stasi-Untersuchungshaft starb. Er wurde verhaftet, weil er, so Rusch, für „geistige Freiheit und menschliche Würde“ stritt.⁷⁹⁴ Die Familie schien zwar Schutz zu versprechen, aber auch hier machte sich der Einfluss des Staates geltend. „Blanker Haß fackelte in mir auf“, schreibt Rusch in *Der Freispruch*. „Es gibt Dinge, die kann ich der DDR nicht verzeihen. Das Zerstören von Familien gehört dazu.“⁷⁹⁵

Ruschs Autobiographie macht deutlich, wie stark der Einfluss des kommunistischen Staates auch auf die Kindheit und die Jugend war. Anders als Hensels Erzählerin ist Ruschs Erzählerin nicht der Ansicht, dass die Politik vor einigen Bereichen Halt gemacht hätte. Sie berichtet von den Hindernissen, die man in der DDR zu überwinden hatte, von den Zwängen, die vom mächtigen Staatsapparat ausgingen und die eine Jugend in der DDR von der in einem freiheitlichen Staat unterscheiden. So ist sie gezwungen, sich staatstragenden Jugendorganisationen anzuschließen und hat Treue auf den autoritären Staat und seine Ideologie zu schwören. Wenn sie mit ihrer Mutter abends durch den Wald spaziert, werden beide von Volkspolizisten überwacht. Rusch präsentiert somit ein ganz anderes Bild einer DDR-Jugend als Jana Hensel, was natürlich eng mit Ruschs persönlichen Erfahrungen als Tochter in einer DDR-Dissidentenfamilie zusammenhängt.

Dass sich oppositionelle Eltern in der DDR gezwungen sahen, ihre Kinder in den Westen „wegzugeben“, erzürnt Rusch immer noch. Sie sieht keinen Grund, sich

⁷⁹³ Vgl. ebd.: „Ich bin nicht sicher, ob ich je wieder in der See gebadet hätte, wäre es mir bewusst gewesen.“

⁷⁹⁴ Ebd., S. 142. „Am Ende ist er gescheitert an Intrigen, Planerfüllung und institutionalisierter Lüge“.

⁷⁹⁵ Ebd., S. 134. Vgl. S. 112: „Möglich war alles. Auch das Undenkbare. Die Stasi-Akten offenbarten gnadenlos. Der Betrug machte vor Familienbanden keinen Halt. Immer häufiger trat Verrat an den nächsten Menschen zutage.“

nostalgisch an die DDR-Warenwelt zu erinnern.⁷⁹⁶ Die „Mangelwirtschaft“ hat ihre Kindheit geprägt: „Auch ich war es gewohnt, dass es die meisten Dinge nur selten, vieles nur zu bestimmten Zeiten und manches eben gar nicht gab.“⁷⁹⁷

Dies heißt jedoch nicht, dass Rusch nur mit Ressentiment auf die DDR zurückschaut. Der Ton, in dem sie auf das Land ihrer Jugend zurückblickt, ist in einigen Passagen durchaus liebevoll. Ein Glück war zum Beispiel die Schuldirektorin, die Rusch erlaubte, sich während des Unterrichts in ihre Lektüre zu vertiefen. Ein Glück ist auch die Mitschülerin, die sie gegen Angriffe ihres Lehrers, der versucht, Claudia als Klassenfeind zu enttarnen, in Schutz nimmt:

Ich war tief berührt von ihrer Loyalität. (...) Es gab Menschen, für die ich glaubwürdig war. Auch außerhalb unserer Kreise. Keine spätere Erfahrung war für mich so entscheidend wie diese.⁷⁹⁸

Rusch betont hier, wie in anderen Passagen, die Bandbreite der DDR. Die DDR war eben mehr als nur Stasi und Stacheldraht, Parteifunktionäre und Mitläufer.

Die Wiedervereinigung erlebt Rusch nicht als eine Befreiung, sondern als eine Enttäuschung.⁷⁹⁹ Sie will an einer eigenständigen, von der Bundesrepublik unabhängigen DDR festhalten. Das Ziel der Montagsdemos seien Änderungen im politischen System gewesen, keine Vereinigung mit dem demokratischen, kapitalistischen Westdeutschland.⁸⁰⁰ Sie scheint darin ihren Eltern zu folgen, die den DDR-Sozialismus nicht für prinzipiell falsch, sondern für »verbesserbar« hielten und

⁷⁹⁶ „Es ist nichts Prinzipielles, aber ich boykottiere Angriffe auf meine Geschmacksnerven. Das meiste schmeckt wie früher: fade und irgendwie staubig. Danke auch.“ Rusch, S. 88. Vgl. ebd. „So versuchten sich die Genossen im Nachahmen von Nestlé-Produkten. Bounty hieß Bon, Snickers Joker und Milky Way war Fetzer. *Fetzer*. Für wen hielten die uns?“

⁷⁹⁷ Ebd., S. 78.

⁷⁹⁸ Ebd., S. 39.

⁷⁹⁹ Ebd., S. 75: „Das war das Ende. Montagsdemos, Neues Forum, Friedenswachen, alles umsonst. Kein reformierter Sozialismus. Die Mauer war gefallen und der Weg zu Aldi offen. Das war viel zu früh, das bedeutete Wiedervereinigung. Und die passte nicht in meinen Plan. Ich glaubte tapfer an eine eigenständige DDR.“

⁸⁰⁰ Rusch hat auf unmissverständliche Weise die „Mangelwirtschaft“ in der „marode(n)“ DDR kritisiert. Vgl. S. 62 u. S. 78. Hat Rusch zuvor die Hoffnung aufgegeben, Änderungen im politischen System bewirken zu können, so glaubt sie jetzt wieder daran, dass der Kommunismus reformierbar sei. Vgl. S. 132: „Ich war felsenfest davon überzeugt, dass es Honecker einfach nur falsch machte und dass dieses System, wenn es ernst einmal groß wäre und dem Stalinismus entwachsen, der segensreiche Kommunismus wurde. Mit der ganzen Radikalität meiner Jugend glaubte ich, wir würden die DDR verändern können. Ich ahnte schon, dass es Selbstbetrug war, aber ich wollte die Wahrheit nicht wissen.“ Später betrachtet Rusch es als „die wahrscheinlich glücklichste Fügung ihres Lebens“, dass sie die Schule abschloss, als die Mauer fiel: „Das vereinte Deutschland war die größte Chance, die sich mir nach dem Abitur überhaupt bieten konnte“ (S. 58).

es deswegen als ihre Pflicht betrachteten, in der DDR zu bleiben, um ihre Vorstellungen von einem «menschlichen Sozialismus» zu verwirklichen.

4.6 Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption

In den positiven und negativen Urteile über *Generation Golf* spielt das Wir des Buches eine Schlüsselrolle. Anders als bei Hensel fehlte in der Rezeption die politisch brisante Frage, wie an eine Diktatur zu erinnern sei, fehlte die moralisierende Frage ob eine Diktatur anhand von weitgehend unpolitischen Alltagsphänomenen beschrieben werden darf. Kritische Leser weisen darauf hin, das Illies' Buch ebenso Oberflächlich sei wie die Jugend, die er beschreibe. Der Widererkennungswert wurde zum ausschlaggebenden Kriterium. Illies wurde entweder als Erinnerungskünstler gefeiert oder als grober Vereinfacher geschmäht.

In *Meine freie deutsche Jugend* fanden Leser, anders als in den Autobiographien von Thomas Bernhard und Christa Wolf, ihren Wunsch nach einem starken Realitätsbezug, nach einer authentischen und glaubwürdigen Darstellung bestätigt. Und anders als bei Illies und Hensel wurden die eigenen Erfahrungen nicht auf ein Kollektiv übertragen. Es bleibt in *Meine freie deutsche Jugend* bei Ruschs persönlichen Erinnerungen. Ihre Kindheit und Jugend stehen im Mittelpunkt. Somit stellt sich die Frage, ob von einem Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption bei dieser Autobiographie überhaupt gesprochen werden kann.

Doch wenn eine Autobiographie positiv empfangen wird, heißt dies noch nicht, dass dieses Spannungsfeld nicht vorliegt. Es bedeutet nur, dass es sich bei Rusch stark von bisher analysierten unterscheidet.

Die Bindung an empirische Gegebenheiten und den Authentizitätsanspruch der Autobiographie stellt die Erzählerin nicht in Frage. Anders als die Autobiographien von Bernhard und Wolf hält *Meine freie deutsche Jugend* an dem traditionellen Referenzcharakter der Gattung fest. Der Realitätsbezug wird nicht durch eindeutig als fiktional erkennbare Passagen, Reflexionen auf den Erinnerungsprozess oder den Konstruktionscharakter des Textes in Frage gestellt. Durch eine weitgehende Einhaltung traditioneller Gattungskriterien erfüllte *Meine freie deutsche Jugend* auf diese Weise die Erwartungen der meisten Kritiker. Dies zeigte sich in unserer Rezeptionsanalyse daran, dass der Text als „ungemein wahrhaftig“ (Erika Deiss) und „offenherzig“ (Gerrit Bartels) gelobt wurde.

Die Rücksichtnahme auf die Wirklichkeit schließt die literarische Stilisierung in der Darstellung aber nicht aus. Die eigenen Erinnerungen sind bewusst stilisiert. Rusch erzählt über ihre Kindheit anhand von Anekdoten, die gezielt auf eine Pointe hin geschrieben sind. Auch konstruiert die Erzählerin bewusst das Bild einer Außenseiterin – einer Außenseiterin, die als Sechzehnjährige erst langsam versteht, dass mit den rund zweihundert Kakerlaken hinter der Kückenspüle in einem Studentenzimmer keine Stasimänner, sondern Küchenschaben gemeint sind. Wann und wie Rusch die Grenze zur erzählerischen Fiktion überschreitet, oder ob diese Autobiographie nicht auch in hohem Maße als fiktional betrachtet werden muss, wurde von der Rezeption aber nicht oder kaum reflektiert. Lediglich Christel Wester stellte die Art der Offenheit dieser Autobiographie zur Diskussion. Dabei ist es, im Hinblick auf das Spannungsfeld zwischen Theorie und Rezeption, auffällig, dass die »Entlarvung« dieser Offenheit direkt zu einer scharfen Kritik am Text führt.⁸⁰¹ Die einzelnen Kapitel aus *Meine freie deutsche Jugend* kann man in der Tat nicht auf Tatsachenfeststellungen reduzieren. Sie modellieren die Wirklichkeit in einer stilisierten Form. Erinnerungen werden in diesem Text nicht zufällig so präsentiert, wie sie präsentiert werden. Im Bild der Hauptfigur als Außenseiterin liegt eine bewusste Konstruktion. Wer die literarische Form, in der Rusch Erfahrungen aus dem eigenen Leben präsentiert, übersieht, droht den Referenzcharakter des Textes überzubetonen und den literarischen Umgang mit der Wirklichkeit im Text zu übersehen.

Im Gegensatz zu den Autobiographen von Bernhard und Wolf reflektiert *Meine freie deutsche Jugend* aber kaum die spezifischen Schwierigkeiten, die mit der „Verfälschung der Wahrheit durch den Akt der erinnernden Besinnung“⁸⁰² verbunden sind. Dennoch ist es auffällig, wie bei einem Text, der als Autobiographie gelesen wird, der Konstruktionscharakter des Textes so wenig ins Bewusstsein der Leser dringt. Schon die Überschriften der meisten Rezensionen weisen darauf hin, was die Kritiker an Ruschs Autobiographie besonders interessierte: „Ddädderäh? Non merci“

⁸⁰¹ Im Gegensatz zu Wester meinte Ingo Arend: „Das Leben, von dem in ihnen (den kurzen Erzählungen in *Meine freie deutsche Jugend* – J.S.) erzählt werden musste, war so wahr, dass es keine Fiktion vertrug.“ Auch Wolfgang Hilbig war der Ansicht: „Die Geschichten von Claudia Rusch sind voller Wärme, voller Solidarität, sie verzichten ganz auf Erfindung (Hervorh. J.S.), sie sprechen klar und ohne psychologisches Traktieren vom Innenleben in einem Land, das seinen Leuten nicht gut gesonnen war (...).“ Hilbig in: Rusch, S. 155. Die partielle Fiktionalisierung des Textes droht bei Arend und Hilbig aus dem Blick zu geraten. Der Text wird als ungebrochene Widerspiegelung der außerliterarischen Wirklichkeit betrachtet, die keine Erdichtung ertragen hat.

⁸⁰² Pascal 1965, S. 90.

(Deiss), „Die DDR war mies“ (Leinemann), „Ostalgie – die schöne, gute wahre!“ (Klomfaß), „Kein FDBD-Urlaub in Kühlungsborn“ (Walter), „Die letzten Ossis“ (Pilz).⁸⁰³ Sie gingen vor allem auf das DDR-Bild ein.

Das Bild der Wirklichkeit im Text wird nicht als literarischer Entwurf von Wirklichkeit interpretiert, sondern mit dem eigenen Wirklichkeitsverständnis konfrontiert und in einem Vergleich mit eigenen, vor allem politischen Ansichten, verworfen oder akzeptiert. Die positive Kritik war in vielen Fällen auf das kritische DDR-Bild zurückzuführen. So fing Susanne Leinemann ihre Besprechung in der *Welt* mit einer Kritik an der Weise an, wie in der Bundesrepublik an den untergegangenen kommunistischen Staat erinnert werde:

Es kann einem mulmig werden, wenn man vom sicheren bundesrepublikanischen Ufer aus die ostdeutsche Nostalgiewelle anfluten sieht. Die FDJ-Hemden schimmern schon von weitem poppig bunt, Schnatterinchen und Pittiplatsch tanzen auf den Wellen, während lauter lustige DDR-Bürger im gemeinsamen Boot sitzen und genüsslich Hallorenkugeln und Spreewaldgurken verputzen. Ingeheim frage sich mancher in Ost und West: Habe ich denn so falsch gelegen in meiner instinktiven Abwehr gegen die DDR? Traf meine Einschätzung so daneben? Waren die meisten Bewohner dieses Landes denn nicht deprimiert, verhielten sich seine Uniformierten etwa nicht Angst einflößend autoritär?⁸⁰⁴

Darauf folgt anhand der Besprechung von Ruschs Autobiographie die verneinende Antwort. Man habe nicht falsch gelegen, Rusch beschreibe die DDR, wie sie »wirklich« war. Über ihre persönlichen Erinnerungen mache Rusch die Überwachung der Bürger, die Kontrolle des Staates, die Unfreiheit und das Muffige und Kleinbürgerliche der DDR sichtbar. Ruschs Autobiographie wird so direkt in einen politischen Diskurs übertragen, eine Auseinandersetzung mit der Form dieser Autobiographie, mit der Frage, wie diese Erinnerungen von Rusch präsentiert werden, findet nicht statt. Ähnlich wie Leinemann fanden viele Rezensenten sich in ihrer Suche nach einer kritischen Beschreibung der kommunistischen Diktatur bestätigt. Die Kritik ist hauptsächlich darauf gerichtet, in der Beschreibung die eigenen

⁸⁰³ Eine Ausnahme bildet auch hier die Besprechung von Christel Wester, die in ihrer Überschrift die Aufmerksamkeit auf die sprachliche Gestaltung legte: „Harmlose Kindersprache.“

⁸⁰⁴ Auf ähnliche Weise kritisierte Christoph Diekmann in der Zeit das Phänomen der Ostalgie: Honis heitere Welt. Das Unterhaltungsfernsehen verklärt die DDR. Anmerkungen zu Wohl und Wehe der Ostalgie. In: *Die Zeit*, 36/2003, 28.8.2003.

politischen Ansichten bestätigt zu sehen.⁸⁰⁵ Wenn Leinemann die „klare Sprache“ Ruschs positiv hervorhebt, so bezieht sich auch dieses Lob auf das kritische DDR-Bild in dieser Autobiographie.⁸⁰⁶ Sie wird als Widerspiegelung historischer Abläufe gelesen. Der Authentizitätsanspruch der Gattung spielt dabei mit. Die Autobiographie dürfte besondere Aufmerksamkeit erfahren, weil mit ihr eine Gattung vorliegt, die „deutlicher als die anderen Formen im Überschneidungsform von Selbstdarstellung und Roman, Psychologie und Geschichtsschreibung und damit im Grenzgebiet von fiktiver und nichtfiktiver Literatur liegt“⁸⁰⁷. Sie erscheint deshalb als besonders geeignet, das Verhältnis von individueller Erfahrung und gemeinsamer Erinnerung zu präsentieren.

In *Zonenkinder* beschreibt Jana Hensel ihre Kindheit in der DDR und ihre nach dem Mauerfall folgende Anpassung an den Westen im wiedervereinigten Deutschland. Ähnlich wie Florian Illies in *Generation Golf* schreibt sie dabei aus einer verallgemeinernden Wir-Perspektive: „Ich möchte wieder wissen, wo wir herkommen“ (Hervorh. J.S.).⁸⁰⁸ Wie Illies (vgl. 4.3.5.1) wechselt Hensel vom Ich auf das Wir über und präsentiert eigene Erfahrungen als typisch für eine ganze Generation.

Auch in *Zonenkinder* vermissten Kritiker den Rahmen einer das Ganze überschauenden und zusammenfassenden Schreibsituation, wie bei einer traditionellen Autobiographie. Am deutlichsten wurde dies in der Rezension von Jens Bisky sichtbar. Viele Leser verlangten eine »gelungene Geschichte«, eine abgerundete Erzählung über das persönliche Leben einer mit der Erzählerin identischen Hauptfigur. Hensels *Zonenkinder* konnte durch den fragmentarischen Charakter, die Fokussierung auf die Identität einer Gruppe statt auf die persönliche Identität des Autobiographen und die vielmehr essayistisch-anekdotische als teleologische Struktur die Erwartungen nicht erfüllen, so dass die meisten Kritiker ablehnend reagierten. So wurde das Fragmentarische der Erinnerungen u.a von Holtz

⁸⁰⁵ Ein anderes Beispiel findet sich bei Sabine Klomfaß. Die Kritikerin stellt fest, dass Ruschs „Herz“ in *Meine freie deutsche Jugend* zwar an der „neuen Freiheit“ hänge, dies aber nicht die Freiheit der westdeutschen Demokratie sei. Klomfaß meint nun, Rusch siehe diese Freiheit in „ein(em) neu(en) multikulturell(en) Europa.“ Dafür findet sich im Text aber kein einziger Hinweis.

⁸⁰⁶ „Die klare Sprache, die sich ohne Rücksicht traut, auszusprechen, was die Autorin denkt, gehört zur Stärke des Buches“. Als Beispiel für die klaren Worte, die Rusch gefunden hat, erwähnt Leinemann folgende Stelle: „Ich hasste den Kleingeist der DDR, diesen bigotten Wahnsinn, eingerichtet zwischen Wandlitz und Westfernsehen“ (Rusch, S. 131ff.).

⁸⁰⁷ Niggel (Hrsg.)²1998, S. 7.

⁸⁰⁸ Hensel, S. 14.

kritisiert; besonders Arendt und Bisky beklagten die ausführlichen Beschreibungen der Warenwelt und hätten stattdessen lieber etwas mehr vom persönlichen Werdegang der Hauptfigur erfahren. So ist sichtbar geworden, wie auch im Falle von Hensels *Zonenkinder* traditionelle Erwartungen die Rezeption in wesentlicher Weise lenkten, wie nicht selten ein bestimmtes, an älteren autobiographischen Konventionen orientiertes Verständnis sich als entscheidend für das Urteil über den Text erwies. Das Wort „Wir“ sicherte Hensels Buch die nötige Aufmerksamkeit und musste heftige Reaktionen geradezu provozieren. Es spielt sowohl in den positiven als in den negativen Urteilen über *Zonenkinder* eine Schlüsselrolle.⁸⁰⁹ In den positiven Besprechungen von Messmer und Brandt stand die Position von *Zonenkinder* im Dialog zwischen Osis und Wesis im Mittelpunkt. Sie betrachteten den Text vor allem als eine Diskussionsvorlage, über die Identität von Ostdeutschen und Westdeutschen zu sprechen. In der Diskussion um *Zonenkinder* ging es denn auch nicht nur um das verallgemeinernde Wir, den fragmentarischen Charakter der Erinnerungen und die Frage, in wieweit Hensel Illies' Vorgabe imitiert hatte, es ging auch um „Fragen nach der Erinnerung an die DDR und welche Rolle diese Erinnerung in einem vereinten Deutschland spielen soll oder darf“.⁸¹⁰ Während die zustimmenden Lesarten über das getreue Bild der persönlichen Erfahrungen der Autobiographin auch dem Bild der DDR in *Zonenkinder* zustimmten, meinten kritischere Lesarten, die bereits das Wir einschränkten, dass die Schriftstellerin das Unrecht des SED-Staats verschwiegen hätte. Schon aus den Überschriften vieler Rezensionen wird erkennbar, dass das negative Urteil stark mit den in den Interpretationen präsentierten Bild der DDR zusammenhing: „Hensel schwärmt vom braven Osten“ (*Zeit*), „Sehnsucht nach dem Warenparadies DDR“ (*Freitag*). Vor allem an der Rezension Ingo Arendts wurde sichtbar, dass es nicht nur das „Schielen nach dem Kultbuch“ in der Form einer weiteren Autobiographie einer Generation war, das Hensel vorgeworfen wurde. Es war auch die Tatsache, dass sich Hensels nostalgischer Rückblick auf den »Unrechtsstaat« DDR bezog. Es wurde über das gegenwärtige und künftige Bild von Vergangenheit gestritten, über die Frage, wie man sich im wiedervereinigten Deutschland an die DDR erinnern sollte. Kritiker fürchteten, dass eine Perspektive wie die Hensels, die in einem nostalgischen Rückblick eine untergegangene Welt aufruft und dabei Mauer, Stacheldraht und Stasi

⁸⁰⁹ Vgl. 4.3.2.

⁸¹⁰ Hensel, S. 7.

auspart, eine falsche Form der Erinnerung an einen undemokratischen Staat darstelle. Auch die kritische Besprechung von Hatzius aus *Neues Deutschland* und die Reaktionen auf die Lesetour Hensels durch Ostdeutschland zeigten, dass heftig über die Identität der jungen Ostdeutschen gestritten wurde.

Die Rezeptionsanalyse hat nachgewiesen, dass sowohl in Ost- als auch in Westdeutschland die Aufnahme von *Zonenkinder* keineswegs einstimmig positiv war. Von westdeutschen Kritikern wurde *Zonenkinder* keineswegs nur „bestaunt und gelobt“, wie Doja Hacker meinte.⁸¹¹ Auch im Osten war das Echo geteilt. Allerdings lassen sich Unterschiede in der Aufnahme feststellen. Während Kritiker aus Westdeutschland neben den »unzulässigen« Pauschalisierungen vor allem eine naive Verharmlosung der DDR beklagten, kritisierte man im Osten vor allem die unkritische Anpassung an den Westen, die Hensel als typisch für ihre Generation präsentierte.⁸¹² Für die westlichen Kritiker musste Hensel durch ihren nostalgischen Rückblick und den klagenden Unterton (vgl. 4.3.6) das Klischee des »Jammerossis« bestätigen; Leser aus dem Osten warfen Hensel ihre unkritische Anpassung an den Westen und somit die Preisgabe der eigenen Ost-Identität, auch das »Fallenlassen« der Elterngeneration vor. Wenn Jan Brandt in seiner Rezension schreibt, dass Hensel mit *Zonenkinder* „geradezu eine Enzyklopädie junger Positionen“ entwerfe und meinte, Hensel wolle

durch die häufige Verwendung von „Wir“ ein Zusammengehörigkeitsgefühl konstruieren, das die individuellen Unterschiede ausgleichen und eine gemeinsame historische Grundlage schaffen soll,

dann macht die Rezeption deutlich, wie schwierig es ist, eine gemeinsame Identität zu behaupten oder vorauszusetzen. Die Rezeption weist nach, dass nur wenige Leser – auch im Osten – bereit waren, Hensels Setzung einer gemeinsamen Identität zu akzeptieren. Sie empfanden sie geradezu als eine Beleidigung, weil sie einer Gruppe zugerechnet wurden, der sie sich als nicht-zugehörig betrachteten.

Jeder Leser, der aufgrund seines Geburtsortes und Geburtsjahres zur Generation der „Zonenkinder“ gerechnet werden kann, wird aufgrund eigener Erlebnisse und

⁸¹¹ Vgl. Hacker: „Von westdeutschen Kritikern wurde »Zonenkinder« bestaunt und gelobt – als frei von Larmoyanz und so sensibel wie sachlich, dazu als notwendige Ergänzung zu Florian Illies’ westdeutscher »Generation Golf«“.

⁸¹² Bezeichnenderweise findet sich in den ostdeutschen Besprechungen keine Kritik am nach Ansicht der westdeutschen Kritiker »naiven« Bild der DDR.

Erfahrungen andere Erinnerungen an seine Kindheit in der DDR und seine Jugend im wiedervereinigten Deutschland haben. Es dürfte ein großer Unterschied sein, ob man in Ostberlin, Rostock, in der sächsischen oder thüringischen Provinz aufgewachsen ist, ob man zwölf, vierzehn oder sechzehn war, als die Mauer fiel, in wie weit man – auch über Bekannte und Familie – bereits Erfahrungen mit den politischen Repressionen des SED-Regimes gemacht hatte. Es ist denn auch sehr die Frage ob, trotz der gemeinsamen Herkunft, von einer „gemeinsamen historischen Grundlage“, ⁸¹³ gesprochen werden kann. Dies – dass die Erinnerung keineswegs einheitlich, sondern vielmehr geteilt ist – wurde auch anhand der Autobiographie *Meine freie deutsche Jugend* von Claudia Rusch deutlich.

4.7 Die Theorie der Autobiographie

Oben wurde deutlich, dass mit Claudia Ruschs *Meine freie deutsche Jugend* ein Text vorliegt, der den Leser kaum vor Schwierigkeiten stellte. Der autobiographische und der referentielle Pakt funktionieren: Es liegt eine Identität zwischen Autorin, Erzählerin und Hauptfigur vor und die beschriebenen Erfahrungen wurden der Autorin als eigene Erfahrungen zugerechnet. Dies war auch bei den Texten von Illies und Hensel der Fall. Was bedeutet dies nun für die Theorie der Autobiographie? Was bedeutet es für poststrukturalistische Konzepte wie die von Paul de Man oder Jacques Derrida? Liefern eher ältere Gattungstheorien im Hinblick auf diesen Text brauchbare Ansätze?

Um diese Fragen zu beantworten, werde ich etwas näher auf Ruschs Jugenderinnerungen eingehen. *Meine freie deutsche Jugend* scheint alle Kriterien aus Lejeunes Autobiographie-Theorie zu bestätigen. Bereits auf dem Titelblatt erhält der Leser ein deutliches Signal, dass es sich hier um eine Autobiographie handeln könnte. Das Possessivpronomen in der ersten Person hat eine deutliche, leserlenkende Wirkung. Gleich auf der ersten Seite ergreift eine Ich-Erzählerin das Wort und beschreibt ihre Herkunft: „Ich bin an der Ostsee groß geworden“. ⁸¹⁴ Um den Leser auf einen autobiographischen Pakt vorzubereiten, könnte der Text kaum besser anfangen. ⁸¹⁵ Das Paktangebot wird im Folgenden um die Beschreibung der eigenen

⁸¹³ Brandt.

⁸¹⁴ Rusch, S. 9.

⁸¹⁵ Vgl. die Anfänge von *Generation Golf* und *Zonenkinder*, 4.4.1 u. 4.4.2.

Familie, des Herkunftsortes und des Freundeskreises der Familie erweitert. In der sechsten Erzählung, *Peggy und der Schatten von Ernst Thälmann*, folgt dann die Bestätigung der Namensidentität⁸¹⁶ von Autorin, Erzählerin und Hauptfigur:

Ich wurde immer blasser und kleiner.

Plötzlich sprang meine Freundin Peggy auf und meldete sich zu Wort. Mit Bestimmtheit erklärte sie: »Ich verstehe euch nicht, ihr könnt Claudia doch sonst auch leiden. Und auf einmal ist sie für euch ein Klassenfeind?!⁸¹⁷

Der Wirklichkeitsbezug des Textes wird dadurch noch unterstrichen, dass der Leser im Klappentext erfahren hat, dass die Autorin „im Umfeld der DDR-Bürgerbewegung“ aufwuchs. Vielleicht hat er in einer Rezension auch schon gelesen, dass Ruschs Mutter mit Robert Havemann, dem bekannten DDR-Dissidenten, befreundet war. Er und seine Frau treten als Figuren in *Meine freie deutsche Jugend* auf. In vielen Passagen wird der eigene Lebensweg der Hauptfigur mit Zeitgeschichtlichem verknüpft. Oft steht dabei das Verhältnis kritischer DDR-Intellektuellen zu ihrem Staat im Mittelpunkt:

So kamen wir am 21. September 1976, meinem fünften Geburtstag, nach Grünheide in der Mark. Zwei Monate später wurde Wolf Biermann ausgebürgert, über Robert Havemann wurde ein Hausarrest verhängt und mein Leben änderte sich.

Plötzlich war überall Stasi, Männer in Uniformen oder in Zivil. Sie saßen in Ladas vor dem Haus, beobachteten uns, folgten uns, durften aber nicht mit uns reden. Manchmal versteckten sie sich wie Hasen hinter Bäumen.⁸¹⁸

Es gibt keine Passagen, in denen Claudia Rusch die Glaubwürdigkeit ihrer eigenen Aussagen anzweifelt oder die Zuverlässigkeit ihres Gedächtnisses zur Diskussion stellt. Vielmehr erfolgen an vielen Stellen genaue Angaben.⁸¹⁹

⁸¹⁶ Vgl. Lejeune in Niggli (Hrsg.)²1998, S. 240: „Was die Autobiographie für den, der sie liest, als solche kennzeichnet, das ist vor allem ein Identitätsvertrag, der mit dem Eigennamen besiegelt wird.“

⁸¹⁷ Rusch, S. 38.

⁸¹⁸ Ebd., S. 16.

⁸¹⁹ Vgl. neben dem obigen Zitat („am 21. September 1976“): „In der Nacht des 20. Juni 1996 um zwei Uhr morgens“ (S. 15, Rusch kommt mit der Schwedenfähre in der „Freiheit am Horizont“ an); „Ich hatte Anfang April 1985 Jugendweihe“ (S. 47). Daneben gibt es zahlreiche weniger genaue Zeitangaben: „Es muss um 1975 gewesen sein“ (S. 29); „Also zogen wir 1982 um“ (S. 40); „Ich war zwölf Jahre alt“ (S. 42). Auch diese Angaben verstärken die Glaubwürdigkeit der Aussagen. Der Leser hat keinen Grund, anzunehmen, dass sie falsch sind und vertraut dem autobiographischen Erzähler. Mit Lejeune kann man sagen, dass die Glaubwürdigkeit des autobiographischen Erzählers nach jeder neuen

Folglich eignet sich Ruschs Autobiographie m.E. nicht für eine Lektüre im Sinne Derridas oder de Mans.⁸²⁰ Es wäre unsinnig, wollte man Rusch als Erzählerin aus ihrer Autobiographie verbannen und nur noch als Projektion ihrer rhetorischen Bemühungen gelten lassen.

Dies bedeutet aber keineswegs, dass Rusch eine traditionelle Autobiographie geschrieben hat und einem postmodernen Identitätsverständnis das Bild einer gelungenen Geschichte und einer festen Identität, wie in der traditionellen Gattungstheorie ausgearbeitet,⁸²¹ gegenüberstellt. Auch Ruschs Autobiographie gibt einem Gefühl der Diskontinuität im Leben Ausdruck. Ihr Ich zerfällt zwar nicht in mehrere unzusammenhängende Ichs, ist aber durchaus von einem anderen Bruch gezeichnet. Der Staat, in dem es seine Kindheit erlebte, existiert nicht mehr.

Die Rezeption steht der radikalen Überbordwerfung lange Zeit feststehender Größen wie „Autor“ und „Identität“ in postmodernen theoretischen Ansätzen gegenüber. Die Frage nach der Authentizität und Glaubwürdigkeit ist in der Rezeption weiterhin ein wichtiges Kriterium geblieben – wie konventionell dies poststrukturalistischen Literaturwissenschaftlern auch anmuten darf. Um Claudia Ruschs Stimme zu hören, muss man nicht in biographischen Erkundungen enden und als Literaturwissenschaftler die Gestalt eines Detektivs annehmen. Es genügt, mit Lejeune von der Rezeption auszugehen und zu analysieren, weshalb und wie Leser die jeweiligen Ereignisse dem Verfasser als eigene Erfahrungen zurechnen. Die Lektüre von Ruschs Anekdoten als „historische Miniaturen“ (Hilbig), die ohne Fiktionalität auskommen, steht somit der starken Betonung der Textualität und Rhetorizität in neueren gattungstheoretischen Ansätzen gegenüber.

Während sich im gattungstheoretischen Diskurs eine immer größere Skepsis gegen die Autobiographie als Quelle für historische Kenntnisse durchsetzt, wird sie von der feuilletonistischen Rezeption immer noch primär als solche aufgefasst. Mit diesen zwei Lesarten sind konträre Lektüren einer Autobiographie angesprochen, die schon seit den Anfängen der Gattung um die Vorherrschaft konkurrieren. Die eine Lesart versteht die Autobiographie als Ausdruck unmittelbarer Lebenswiedergabe, als

Angabe wächst. Auch in *Generation Golf* und *Zonenkinder* gibt es kaum Passagen die, wie bei Bernhard und Wolf, die Glaubwürdigkeit der Erinnerungen in Frage stellen.

⁸²⁰ Dass De Man und Derrida meinten, ihre poststrukturalistischen Theorien würden generell (und nicht bloß für ausgewählte Texte) gelten, bedeutet natürlich nicht, dass dies auch stimmt. Auf den problematischen Absolutheitsanspruch des Poststrukturalismus werde ich im fünften Kapitel näher eingehen.

⁸²¹ So vor allem bei Bernd Neumann. Vgl. 1.3.3.

Widerspiegelung der Erlebnisse des Autobiographen, die historische Erfahrung in authentischer Form vermittelt. Die andere Lesart betont den Konstruktionscharakter der Gattung, die Fälschung durch den „Akt der erinnernden Besinnung“ (Pascal), die auf der Produktionsseite durch Autobiographien wie die von Thomas Bernhard und Christa Wolf bestätigt wird. Ihre Bemerkungen über die Verfälschung durch Erinnerung und Sprache, über einen Willen, die Wahrheit zu schreiben, der sich aber als Weg in die Lüge entlarvt, nähern sich der poststrukturalistischen Annahme, dass die Rekonstruktion des Vergangenen notwendigerweise scheitern muss. Zugleich ist aber bei allen analysierten Texten deutlich geworden, dass ein Wirklichkeitsbezug sehr wohl vorhanden ist und von der Rezeption auch als solchen wahrgenommen wird. Die Autoren bringen selbst historische Erfahrungen in ihre Texte ein. Bernhard schreibt über seine Jugend im zunächst nationalsozialistischen, dann katholischen Österreich, Christa Wolf erinnert sich an ihre eigene Jugend in Nazi-Deutschland; Illies ruft die Bundesrepublik der achtziger Jahre in Erinnerung, Hensel und Rusch schreiben über ihre Jugend in der DDR. In allen Texten dringen historische Erfahrungen ein, die besonders durch die Rezeption in den Vordergrund gerückt werden. Der Wirklichkeitsbezug der Texte wird durch die Rezeption bestätigt. Ideologische Aspekte spielen im öffentlichen Diskurs eine besonders große Rolle, ob es nun um die Erinnerung an Nazi-Deutschland oder an die sozialistische Diktatur geht.

Im nächsten Kapitel soll versucht werden, anhand der bisher analysierten Texte und ihrer Rezeption zwischen beiden Lektüren der Autobiographie zu vermitteln. Die vorgeschlagene Lektüre der Autobiographie ist dabei bestrebt, sie als literarische Gattung sowohl in ihrer Verbindung von Lebensgeschichte und Selbstdarstellung als auch in ihrem fiktionalen Charakter als Konstruktion von Wirklichkeit und literarischer Präsentation von Vergangenheit hervorzuheben. Dabei soll auch näher auf ideologische Aspekte eingegangen werden, die durch die Vergangenheitsbezüge in den Autobiographien in Gang gesetzt werden und in der öffentlichen Rezeption der Texte eine große Rolle spielen.

4.7 Resümee

Begriffe, die in der Rezeption von Bernhard und Wolf im Mittelpunkt standen, spielten in der Diskussion um *Generation Golf*, *Zonenkinder* und *Meine freie deutsche*

Jugend eine entscheidende Rolle. Auch bei Illies kreisen die Wertungen um Begriffe wie Authentizität, Glaubwürdigkeit und Wahrheit. Ein Großteil der Kritik kann dabei auf die Tatsache zurückgeführt werden, dass Illies und Hensel nicht so sehr ihre persönliche Identität und Sozialisation darzustellen bestrebt waren, sondern vorgaben, ein überzeugendes Bild einer ganzen Generation zu präsentieren.

Das erzählende und erlebende Ich wurde dabei von den Lesern mit dem Autor identifiziert, wobei über die persönlichen Erlebnisse der Schriftsteller das beschriebene Kollektiv in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt wurde. In Bezug auf Lejeunes Gattungstheorie muss angemerkt werden, dass in *Generation Golf* und *Zonenkinder* eine Abweichung vom „autobiographischen Pakt“ vorliegt. Der Autor und Erzähler sind ein Individuum, die Hauptfigur, die „Generation Golf“ und die „Zonenkinder“, ist ein Kollektiv. Ein Kollektiv als Hauptfigur, von dem der Autobiograph nur ein Teil ist: Dies bedeutet eine Abwandlung vom entscheidendsten Gattungskriterium Lejeunes, die der französische Forscher in seinem Modell nicht vorgesehen hat. Dies wird aber dadurch relativiert, dass Illies und Hensel die Identität zwischen ihren Erlebnissen und Ansichten und denen der „Generation Golf“ selbst behaupten. Vor allem in den positiven Leserreaktionen hat der Pakt funktioniert. Auch bei den Negativwertungen ließ sich eine Lektüre als Autobiographie feststellen: Illies und Hensel wurden als stellvertretend für die „Generation Golf“ beziehungsweise für die „Zonenkinder“ betrachtet, Vorwürfe an die „Generation Golf“ und „Zonenkinder“ richteten sich an den Autor persönlich. Die kritische Distanz, die Illies am Ende des Textes sehr wohl zu seinen Altersgenossen einnimmt, wurde von der Rezeption übersehen.⁸²²

Illies *Generation Golf* ist eine vage definierte soziale Gruppe, konstruiert, um sich von anderen Gruppen, vor allem von den 68-ern, zu unterscheiden. Illies versucht den Leser für sich – und sein Konstrukt – durch Ironie und Spiel zu gewinnen. Viele Leser haben diese ironische Selbstbehauptung aber sehr ernst genommen, fühlten sich sogar beleidigt. Auch kritisierten sie die quasi-komischen gesellschaftlichen Kommentare, und das Hinwegsehen über die Probleme vieler Jugendlicher in der Bundesrepublik. Sie verlangten einen analytischen Gehalt von einem Text, der vor allem Humor und Identifikationswert brachte. Für eine Autobiographie brachte *Generation Golf* zu wenig persönliche Erfahrung, für ein Sachbuch mangelte es an intellektueller Analyse.

⁸²² Eine Ausnahme bildet die Rezension Hans Peter Bartels.

Das Leben der „Golfer“ wird vom Autor eher vorgeführt als analysiert. Was Illies nicht passt, wird den Vertretern der 68-er zugerechnet. Illies' Kritik an linken Utopieentwürfen und die auf Konsum gerichtete Lebenshaltung der „Generation Golf“ war für einige Kritiker Anlass, die „apolitische“ Haltung der Generation oder Illies' Weltbild zu verurteilen. Es ist aber die Frage, ob diese Leser die Ironiesignale im Buch wahrgenommen haben. Illies zeichnet ein überzogenes Bild des Materialismus seiner Generation, das er selber durch Ironie und Übertreibung in Frage stellt. Es spricht also einiges dafür, dass Buch mit Knipphals als ein autobiographisches Porträt der Generation in Form einer „Farce“ aufzufassen, ein gekünsteltes Konstrukt, das auf die Hochkonjunktur verschiedener Generationsmodelle folgen musste. Dass Illies seine fiktionalisierten Erinnerungen als autobiographisch präsentierte, mag vor allem der Absicht entsprungen sein, dem von ihm porträtierten Kollektiv die nötige Glaubwürdigkeit zu verleihen. Die positiven Reaktionen von Höfer („Erinnerungskünstler, bewundernswerte Akribie“), Seibt („soziologische und kulturelle Tatsache“) und Bartels (Phänomenologie einer Generation“) zeigen, dass diese Strategie zumindest teilweise aufgegangen ist. Auch bei Jana Hensel stand also, wie der Titel vermuten lässt, ein Kollektiv im Mittelpunkt. Wie Illies schreibt Hensel pauschal und bringt als Gegenentwurf zur bundesrepublikanischen Sozialisation ihrer westdeutschen Altersgenossen das Konstrukt der „Zonenkinder“ ins Spiel. Die Ironie in den Beschreibungen von Hensel war dabei, im Gegensatz zu *Generation Golf*, nicht immer leicht erkennbar.⁸²³ Das Konstrukt der verlorenen Heimat verknüpft Hensel rückblickend mit der sozialistischen Herkunft. Sie konstruiert nachträglich eine DDR-Welt, die vor allem in der Erinnerung an den Alltag besteht. Das „Wir“ wird dabei, anders als bei Illies, nicht eingeschränkt, für unterschiedliche Gruppen eingesetzt. Meist verwendet Hensel es für die Jugendlichen aus dem Osten, die zur Zeit des Mauerfalls Zwölf- bis Vierzehnjährig waren. Das „Wir“ wird aber oft ebenfalls für folgende Jahrgänge verwendet; manchmal wird das „Wir“ auf alle ehemaligen Einwohner der DDR ausgedehnt.⁸²⁴ Die Interessen der „Zonenkinder“ bleiben, anders als die der *Generation Golf*, weitgehend unklar. Der Text ist vor allem als Rückblick verfasst,

⁸²³ Dies gilt nicht nur für Hensels Beschreibungen von Osis und Wessis, sondern auch für den Umgang mit Klischees über Polen, Tschechen und Ungarn. „Polen“ waren „immer zu fünft in einen Polski-Fiat gezwängt“. „Die Tschechen (...) aßen immerzu Oblaten und fuhren nichts anderes als Skoda. Der Ungar war elegant, sah gut aus und interessierte sich nicht für den Ostblock.“

⁸²⁴ Wenn Hensel schreibt, die „Friedensfahrt“ sei „unser wichtigstes sportliches Ereignis“ gewesen, verwendet sie eher ein »Volks-Wir« als ein »Generations-Wir«.

der melancholisch in langen Aufzählungen die Warenwelt der DDR in Erinnerung ruft. Darüber werden dem Konstrukt „Zonenkinder“ viele, manchmal schwer miteinander vereinbare Merkmale zugesprochen. Einerseits möchten sie nichts lieber als westdeutsche Lebensmuster adaptieren, andererseits trauern sie dem Verlust ihrer „Heimat“ nach. Trotz der ausgebreiteten Erinnerungsfülle behauptet Hensel, „keine Kindheit“ mehr zu besitzen. Hensel beklagt, dass die DDR im bundesrepublikanischen Diskurs keine Rolle mehr spielen würde, tritt aber für die Adaption westlicher Lebensmuster ein, die sie als per se fortschrittlicher darstellt. Dem „miefigen Nachwendealltag“ steht dem „fast liebevoll sagten wir die Zone“ gegenüber. Das Bild der „Zonenkinder“ bleibt diffus.

Während Hensel rückblickend ein weitgehend unpolitisches Konstrukt entwarf, stellt Rusch neben die Überwachung durch den SED-Staat vor allem die Diversität der DDR in den Vordergrund. Der Staat verlangte Einheit, die Erzählerin machte aber keinen Teil von dieser Einheit aus. Es gab in der DDR eben nicht nur Mitläufer, sondern auch Bürgerrechtler; es gab Stasispitzel und kritische Schüler; es gab „glattrasierte Krieger“ und „langhaarige Verweigerer“. In der Erinnerung der Erzählerin tritt die „Bandbreite“ der DDR hervor.⁸²⁵ Claudia Rusch wuchs im sozialen und politischen Umfeld von Dissidentenkreisen auf. Sie präsentierte sich in ihrer Autobiographie als eine Außenseiterin von früh an.⁸²⁶ Ihre Position betrachtet sie als „privilegiert“, weil sie als Tochter in einer Dissidentenfamilie besser wisse, in welchem Land sie groß geworden sei. Diese Außenseiterposition, die auch die Beschreibung der eigenen Identität und der DDR in *Meine freie deutsche Jugend* bestimmt, hat zum Erfolg ihrer Autobiographie maßgeblich beigetragen. Auffälligerweise sahen die Rezensenten gerade in Ruschs Erfahrungen ein Einzelschicksal, das sich als exemplarisch für die Kindheit und Jugend in der DDR lesen ließ.

Vor allem an Rezensionen, die den Vergleich mit Jana Hensels *Zonenkinder* machten, wurde deutlich, wie wohlwollend Ruschs Autobiographie aufgenommen wurde. Positiv wahrgenommen wurden vor allem die Glaubwürdigkeit bzw. Authentizität, den relativierenden Humor der jungen Schriftstellerin und ihre Kritik an der DDR. Das Kriterium der Glaubwürdigkeit war für viele Kritiker ausschlaggebend. Und

⁸²⁵ Rusch, S. 50.

⁸²⁶ Dieses Außenseitertum ist nicht nur politisch bedingt. Die Erzählerin umschreibt sich selbst als überdurchschnittlich intellektuell.

glaubwürdig war für die Rezensenten oft das, was ihr eigenes Bild der Wirklichkeit bestätigte.

Rusch beschrieb die DDR politischer als Hensel. Einen verklärenden Nebel, wie Kritiker diesen bei Hensel wahrnahmen, fanden sie in *Meine freie deutsche Jugend* nicht vor. Ein wichtiger Kritikpunkt in der Rezeption von Bernhard und Wolf war das Fehlen einer abgerundeten, »gelungenen« Geschichte. Diese Kritik wurde in Bezug auf *Meine freie deutsche Jugend*, trotz der anekdotischen Struktur des Textes, nur von wenigen geäußert. Zwar kritisierten einige Leser die Aneinanderreihung von Anekdoten, aber dies war kein Grund, Ruschs Autobiographie abzulehnen. Trotz der anekdotischen Form des Textes und dem lockeren Stil waren die meisten Kritiker begeistert: der Text bot authentische Erfahrungen in einem traditionellen Erzählstil, ohne persönliche Erfahrungen zu verallgemeinern⁸²⁷ und die politische Seite einer Kindheit in der sozialistischen Diktatur auszublenden.

Die Rezeptionsanalyse von Claudia Ruschs *Meine freie deutsche Jugend* hat somit gezeigt, wie eine weitgehende Einhaltung traditioneller Gattungskriterien, verbunden mit einer kritisch-distanzierten Beschreibung der sozialistischen Diktatur, mit einer wohlwollenden Aufnahme beim Leser rechnen konnte.

⁸²⁷ Damit meine ich, dass Rusch, anders als Hensel, ihre Erfahrungen nicht als typisch für ihre Generation präsentiert. Als allgemeingültig wird aber die Kritik am System präsentiert – und von den meisten Rezensenten bestätigt.